



**Peter de Chamier**

**DER  
BRIEFMARKEN  
SAMMLER**



**Peter de Chamier**

# **Der Briefmarkensammler**

**Ein Entertainment**



**TWINTREE™**

# Der Briefmarkensammler

© 2024 by Peter de Chamier.

Titel der englischsprachigen Fassung: The Stamp Collector

www.de-Chamier.com | www.TwinTree.co



A TWINTREE™ PUBLICATION

Alle Rechte, einschließlich der Veröffentlichungs-, Vertriebs- und Verkaufsrechte, sowie die Rechte zur Übersetzung, Video-, Audio-, Film- und Bühnenbearbeitung und zu Lesungen bleiben allein dem Autor vorbehalten. Kein Teil dieses Werkes, das unter das Urheberrecht fällt, darf ohne vorhergehende schriftliche Genehmigung des Autors in irgendeiner Form oder mit irgendwelchen Mitteln – grafisch, elektronisch oder mechanisch reproduziert, kopiert, gespeichert oder bearbeitet werden, was unter anderem, aber nicht ausschließlich, Fotografieren und -kopieren, Aufzeichnen, Aufnehmen, oder Digitalisieren einschließt. Dies gilt auch für Unternehmen wie Amazon, Google (Alphabet), Microsoft und Scripd und ähnliche. Eventuelle schriftliche oder digitalisierte Verträge sind ohne die vollständige handgeschriebene Unterschrift des Autors null und nichtig.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

## Hinweis

Dieser Roman spielt im Jahr 2010 und wurde im Laufe der folgenden Jahre geschrieben. Der Leser sollte die Personen und den Inhalt aus dieser Zeitperspektive sehen und nicht im Nachhinein. Der historische Mantel dieses Buches folgt historischen Fakten; die Handlung selbst und ihre möglichen Auswirkungen sind fiktiv. Die Figuren sind Produkte der Phantasie des Autors. Der Autor hat sich das Recht eines Romanciers genommen, einige für den Ablauf des Romans notwendige Änderungen betreffend des Wetter zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten, der modernen Geschichte und der Personalstrukturen der diplomatischen, militärischen und zivilen Dienste und anderer Einrichtungen verschiedener Länder vorzunehmen.

*Honi soit qui mal y pense.*

# Inhalt

Vorspiel.....	9
<b>Erster Satz - <i>Andante moderato lamentoso</i></b>	
Ein Anruf aus Berlin.....	15
Tauschhandel.....	25
Bachmann.....	36
Die Vettern vom Lande.....	44
French Connection.....	52
Schulunwesen.....	66
In weiter Ferne.....	82
<b>Zweiter Satz - <i>Adagio ma non troppo</i></b>	
Klosterleben.....	89
Ein weites Land.....	97
Die Briefmarken.....	110
Eine Nacht in Berlin.....	121
Schwarzer Markt.....	130
Einlagerungen und Einzahlungen.....	142
<b>Dritter Satz - <i>Allegro vivace</i></b>	
Der Kleiderschrank.....	153
Das U-Boot.....	160
Das Landhaus.....	172
<b>Vierter Satz - <i>Andantino a piacere</i></b>	
Schweizer Gesang.....	181
Eine Dame verschwindet.....	187
Der Terroristenfänger.....	201
Neue Horizonte.....	209
Nachspiel.....	216

## Dieses Buch ...

... ist Teil einer Serie von Büchern.

Das erste, *Ungenannte Mächte*, spielt im Jahr 2002, das zweite, *Berlin Export*, im Jahr 2004 das dritte, *Occident Express*, im Jahr 2006, das vierte *Der Briefmarkensammler* im Jahr 2010.

Obwohl jedes Werk innerhalb des Zyklus eine unabhängige, in sich geschlossene Geschichte darstellt, sind sie alle durch die Charaktere des Protagonisten, seiner Freunde und einiger anderer Personen sowie durch den Ausgang der Ereignisse früherer Handlungen miteinander verbunden. In der Literaturwissenschaft könnte man sie als «Entwicklungsromane» bezeichnen. Ich nenne sie «entertainments».

Jeder einzelne Teil des Zyklus kann für sich allein gelesen und verstanden werden.

## Ein paar Worte im Voraus

So viele intelligente Menschen missverstehen den Beruf des Schriftstellers,  
dass ich das Gefühl habe, erklären zu müssen,  
dass nicht nur alle Romanfiguren und Ereignisse erfunden sind,  
sondern dass auch der Erzähler erfunden ist, und  
dass sein Schöpfer nicht immer seine Ansichten teilt oder sein Verhalten gutheißt.

So many intelligent persons misinterpret the novelist's trade  
that I feel I must explain that not only are  
all the characters and events in this story imaginary,  
but that the narrator is too and that his creator does not always  
share his views or commend his conduct.

Bruce Marshall. Foreword. *The Divided Lady (Die Dame Mila)*. London 1960.

Was die Erfahrung aber und die Geschichte lehren, ist dieses,  
dass Völker und Regierungen niemals etwas aus der Geschichte gelernt  
und nach Lehren, die aus derselben zu ziehen gewesen wären, gehandelt haben.

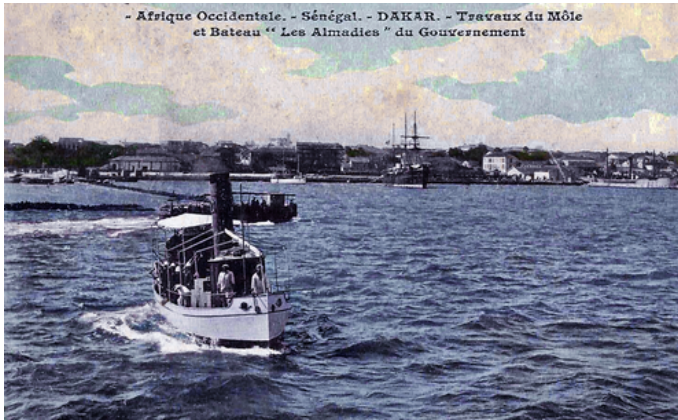
Georg Wilhelm Friedrich Hegel. 1770–1831.  
Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte. 1: Die Vernunft in der Geschichte.  
Lectures on the Philosophy of World History. 1.

Berlin, dein Tänzer ist der Tod!  
Berlin, halt ein, du bist in Not!  
Berlin, du wühlst mit Lust im Kot!  
Halt ein! Lass sein! Und denk ein bisschen nach ...

Friedrich Holländer: *Fox macabre*. 1920

## Abkürzungen

- BEB** Berlin Enterprise Board | Berliner Wirtschaftsentwicklungsrat (*fiktiv*).
- BFI** Bundesfinanzinspektion – Teil des deutschen Bundesministeriums für Finanzen (*fiktiv*).
- BfSS** Büro für den Staatsschutz (*fiktiv*).
- BAK** Bundeskriminalamt.
- BND** Bundesnachrichtendienst (→ **FHO**).
- CIA** Central Intelligence Agency – US-amerikanischer Auslandsgeheimdienst.
- FHO** Fremde Heere Ost; militärischer Geheimdienst des Oberkommandos der Wehrmacht während des Zweiten Weltkriegs. Nach dem Zweiten Weltkrieg von der CIA übernommen. Der Bundesnachrichtendienst (BND) ist seine Nachfolgeorganisation.
- SIM** Subscriber Identity Module (card) – Chipkarte in Mobiltelefonen.
- SO36** SO36 war in der Vorkriegszeit die innerstädtische Postleitzahl für einen Stadtteil von Berlin. Nach dem Bau der Berliner Mauer lag er in West-Berlin, war aber auf drei Seiten von der Mauer umgeben. Er war heruntergekommen, und die Wohnungen hier wurden für fast nichts vermietet.
- SS** Schutzstaffel (nationalsozialistische Organisation).



## Vorspiel

Wir sehen uns wieder, weiß nicht wann oder wo auf Erden,  
doch ich weiß, es wird ein Sonnentag werden.

We'll meet again, don't know where, don't know when,  
but I know we'll meet again some sunny day.

Vera Lynn. 1939.

*Dakar, Französisch-Westafrika, 28. Juni 1940.*

**D**ie wirklich heiße Jahreszeit hatte gerade erst begonnen, aber in den frühen Morgenstunden war es noch angenehm. Der Himmel war klar.

Am späten Vormittag umrundeten zwei Kreuzer der französischen Marine, aus Casablanca kommend, hintereinander die Halbinsel der Stadt, passierten die langen Wellenbrecher, die den Hafen schützten, und legten an. Sie waren zehn Tage zuvor von Brest an der französischen Atlantikküste zu einer scheinbar einfachen Unternehmung aufgebrochen, die sich in eine unerwartete und gefährliche Odyssee verwandelt hatte.

Die Sicherheitsvorkehrungen am Kai waren streng, denn die Schiffe hatten eine Ladung von fast 290 Tonnen Gold an Bord.

Am 22. Juni 1940 war der Waffenstillstand zwischen Frankreich und Deutschland unterzeichnet worden. Frankreich hat-

te den Krieg verloren, zumindest vorläufig. Die Vichy-Regierung wurde eingesetzt und die deutsche militärische Besetzung des nördlichen Teils des Landes begann.

Vier Tage später schickte der belgische König, der nach der deutschen Besetzung seines Landes unter Hausarrest stand, eine Botschaft an Adolf Hitler. Einige Monate zuvor war eine große Menge Gold, das dem Land gehörte, zur sicheren Aufbewahrung nach Paris in die Banque de France gebracht worden. In der Zwischenzeit hatte man das Gold offenbar an einen Ort außerhalb von Bordeaux transportiert.

Der König betonte, dass er dankbar wäre, wenn Hitler dafür sorgen würde, dass das Gold an Belgien zurückgegeben würde. Der König wusste nicht, dass sich das Gold nicht mehr in Frankreich befand. Zusammen mit dem französischen Gold war es im Hafen von Brest auf zwei französische Kreuzer verladen worden, um irgendwo auf dem Atlantik auf britische Kriegsschiffe umgeladen und nach New York gebracht zu werden. Die britischen Schiffe tauchten jedoch nicht auf. So nahmen die Franzosen schließlich über Casablanca Kurs auf Dakar.

Nachdem die Ladung in Dakar gelöscht worden war, blieb sie dort für den Rest des Jahres. Inzwischen machten die Deutschen deutlich, dass sie das belgische Gold als ihr Eigentum betrachteten. Sie bestanden darauf, dass es nach Berlin gebracht würde. Nach vielen Monaten lenkte Vichy schließlich ein.

Ein weiterer Transport per Schiff kam jedoch nicht in Frage, da britische Kriegsschiffe den Nordatlantik beherrschten – und sie waren jetzt Feinde.

Das Gold musste auf dem Landweg transportiert werden. Die erste Etappe war relativ einfach. Das Gold wurde mit dem Zug über tausend Kilometer bis zur Endstation Bamako am linken Ufer des Niger befördert, bewacht von Inspektor Gaston Lacroix mit 25 senegalesischen Gewehrschützen und einem europäischen Feldwebel. Dort wurde es ausgeladen – und die Regenzeit setzte ein.

Monate vergingen. Endlich konnte das Gold auf Lastwagen und dann auf Flussboote verladen werden, bis es in Timbuktu ankam. In Timbuktu gab es keinen Treibstoff, um den Transport fortzusetzen.

Wieder vergingen Monate. Dann erreichte das Gold Gao, einen kleinen staubigen Ort, immer noch am Niger in Zentralafrika.

Nun ging es nach Norden: Die Wüste musste durchquert werden. Schritt für Schritt, auf Lastwagen und Kamelen, über 2.000 Kilometer durch die Sahara nach Colomb-Béchar in Französisch-Nordafrika, dann noch einmal 1.600 Kilometer mit der Eisenbahn nach Algier.

Von Nordafrika aus wurden die Barren nach Marseille geflogen.

Ende Mai 1942 traf das belgische Gold in Berlin ein. In der Folge wurden große Teile von der Preußischen Münze umgeschmolzen; die Punze war nun die der Preußischen Münze und das Jahr 1928 – Vorkriegszeit. Über diese neuen Barren wurde genau Buch geführt; aus den Einträgen geht hervor, dass ein gewisser Teil davon später an die Schweizerische Nationalbank verkauft wurde.

Der Rest verblieb vorerst in Berlin.



**Erster Satz**  
*Andante moderato lamentoso*





## Ein Anruf aus Berlin

Wann immer Allah seinen Dienern Schlechtes wünscht,  
ernennt er die Törichten unter ihnen zu Statthaltern  
und die Unkundigen zu Richtern.

Shaddād ibn Amr ibn Aûs [Amr ibn al-As]. (573–664).

**E**s war einer dieser grauen Nieselregen-Frühlingstage, die zu nichts gut sind – das Wetter konnte sich nicht entscheiden, ob es noch Winter oder vielleicht schon Frühling war – obwohl die Bäume schon grüne Blätter bekamen.

Ich saß vor dem Kamin unseres Hauses außerhalb Basels und wärmte mir die Füße, als das Telefon klingelte. Dr. Engel vom Auswärtigen Amt in Berlin wollte mit mir sprechen. Wir hatten seit einigen Jahren keinen Kontakt mehr gehabt. Ich hatte ihm ein paar Mal bei kleineren Entführungsfällen geholfen. Klein bedeutete in der Regel, dass es sich um deutsche Mittelklassetouristen handelte, zum Beispiel Radfahrer in der Sahara, keine einflussreichen Menschen.

Zuerst sprach er über das Wetter. Es war ein warmer und sonniger Tag in Berlin, eine frühlingshafte Wärmewelle.

„In der Sonne braucht man weder Jacke noch Pullover, aber man sollte beides griffbereit halten,“ meinte er.

Damit war der Smalltalk übergangslos beendet und er erklärte den Grund seines Anrufs. Irgendein hochrangiger Di-

plomat im deutschen Auswärtigen Amt schien ein exzentrisches Hobby zu besitzen – das Sammeln alter und antiker Briefmarken, von der Zeit des Deutschen Reiches bis zum Fall der Berliner Mauer, zwischen 1871 und 1989.

Ich verstand nicht, was die Leute daran finden, Alben mit ausgeschnittenen Papierchen zu füllen, aber warum sollte mich das kümmern.

„Das ist doch nicht verboten,“ sagte ich, „und ich finde das auch nicht wirklich exzentrisch.“

„Nein, absolut nicht,“ antwortete er. „Dem kann ich nur zustimmen. Allerdings sollten Briefmarkensammler sie in einem Geschäft kaufen oder auf eine Briefmarkenmesse gehen – und sie nicht aus den Archiven des Auswärtigen Amtes stehlen.“

„Nun, sagen Sie ihm, er soll keine Briefmarken stehlen. Er sollte dafür abgemahnt – und bestraft werden. Das ist nicht so, wie einen Aschenbecher aus einem Hotelzimmer zu mitgehen zu lassen.“

„Aber er hat die Briefmarken nicht. Zumindest sieht es nicht so aus.“

„Woher wissen Sie dann, dass er sie gestohlen hat?“ fragte ich.

„Nun,“ er hielt inne – und ich stellte mir vor, dass er sich am Ohr kratzte oder an einer anderen Stelle seines Körpers. „Das ist der Punkt, an dem Sie ins Spiel kommen. Sein Büro wurde heimlich durchsucht, es konnte keine Spur von diesen Briefmarken gefunden werden. Er verkauft sie auch nicht – sie sind ohnehin nicht sehr wertvoll. Aber die Leute, die im Archiv arbeiten, haben gesehen, wie er sie in einen Umschlag gesteckt hat – mehrmals. Also – was passiert mit ihnen? Das würden Sie doch herausfinden, oder?“

Ein paar Tage in Berlin sollten weniger langweilig sein, als vor dem Kamin zu sitzen, überlegte ich mir. Ich habe nichts Besseres vor. Ich fliege nach Berlin. Wahrscheinlich würde mir das gut tun. Nochmal: Wen kümmert’s?

Bald würde ich herausfinden, dass es andere Leute sehr wohl interessierte – in einigen Fällen sogar ziemlich intensiv.

Ich heiße Jack Boulder, bin fast vierzig Jahre alt, 1,85 Meter groß, 80 Kilo schwer, habe schwarzes Brusthaar und hellbraunes Kopfhaar, bin mit Annabel verheiratet, habe einen kleinen Sohn namens Nicolas und eine kleine Tochter namens Alexandra. Ich lebe in der Schweiz, reise mit einem kanadischen Pass und verdiene mein Geld als Berater – meist für Kunden, die an klaren und unanfechtbaren Ergebnissen in subtilen und heiklen Angelegenheiten interessiert sind, Regierungen eingeschlossen.

Als ich ein kleiner Junge war, wohnten meine Eltern in Kanada. Sie kamen aus Europa. Zu Hause sprachen wir Englisch, Französisch, Deutsch und Spanisch – je nachdem was gerade passte.

An dem Tag, an dem ich die Einladung des Auswärtigen Amtes erhielt, waren einer der hochrangigen Politiker der Stadt, Kevin Rattler, der Vorsitzende der Deutschen Fortschrittspartei in der Stadt, und sein Freund in ihrem Bett verbrannt.

Sie hatten geraucht und waren eingeschlafen. Die Feuerwehr konnte nicht in die Wohnung eindringen, weil der Berliner Staatsschutz, einer der vielen Geheimdienste in Deutschland, ein spezielles Schließsystem für die Wohnungstür entwickelt hatte, um Terroristen fernzuhalten. Die Feuerwehrleute benötigten eine besonders lange Leiter, die von außerhalb der Stadt herbeigeschafft werden musste. Mit ihr konnten sie durch ein Fenster einsteigen – doch es war zu spät.

Dies war der erste eines ganzen Schwanzes von glänzenden Schnitzern in Berlin, die mich in den folgenden Wochen erwarteten. Rattler hatte gerade in einem Fernsehspot für Rauchmelder geworben – wie immer hatte er gute Ratschläge für andere; leider befolgte er sie meistens nicht, weder in der Politik, noch in der Ethik, noch – offensichtlich – zu Hause.

Viele Menschen dachten, dass dieser Vorfall endlich ein Zeichen zur Erweckung für die Stadt gedeutet würde. Ein Leserbriefschreiber einer Berliner Tageszeitung war mitfühlender und sprach von einem ‚romantischen Tod‘.

Rattler wurde durch eine Frau ersetzt. Sie rauchte nicht.

Einige Tage später kam ich in Berlin an. Der Abschied von Annabel und den beiden Kleinen war tränenreich gewesen. Ich würde bald wiederkommen – und, ja, ich würde jedem ein kleines Geschenk mitbringen.

Ich fuhr mit dem Zug, um mir die deutschen Landschaften anzusehen.

Die Sekretärin von Dr. Engel hatte ein Zimmer in meinem Stammhotel in der Nähe des Auswärtigen Amtes gebucht. Es war keine Nobelherberge, aber ich mochte das Hotel und auch das italienische Restaurant um die Ecke.

Am späten Vormittag des folgenden Tages traf ich mich im Auswärtigen Amt mit Dr. Engel.

Vor einigen Jahrzehnten war er für eine Weile ins Ausland versetzt worden und dann nach Berlin zurückgekehrt, wo er in einer Position im mittleren Management hängen geblieben war, seit ich ihn das erste Mal getroffen hatte. Er hatte wohl in der Zwischenzeit den letzten runden Geburtstag vor der Pensionierung hinter sich gebracht.

Solange ich ihn kannte, behandelte er mich stets freundlich, ja überschwänglich. Er war der joviale *Maitre de plaisir* in seiner Abteilung des Auswärtigen Amtes, aber ich hatte nicht genau herausgefunden, wo sein Platz in der Hierarchie dieser riesigen Verwaltung war.

Mit ein paar knappen Worten erklärte er mir, warum er sich an mich gewandt hatte; im Grunde konnte er mir nicht mehr sagen als das, was er mir schon am Telefon mitgeteilt hatte.

Bei nüchterner Betrachtung war dies keine Aufgabe, die so brennend war, dass ich hinzugezogen werden müsste. Es handelte sich um ein kleines internes Problem, das definitiv nicht zu Dr. Engels Aufgabenbereich gehörte. Warum war er in die Sache verwickelt?

Sein Verhalten war anders als bei den letzten Malen, als ich mit ihm zu tun hatte. Er wirkte verunsichert, irgendetwas beunruhigte ihn.

„Sie kommen mit kleinsten Problemchen zu mir, anstatt sie selbst zu lösen. Vor zwanzig Jahren hätten sie sich noch selbst darum gekümmert.“

Er hatte keine Lust, in seinem Büro zu bleiben:

„Lassen Sie uns in unserem Restaurant zu Mittag essen.“

Auf dem Weg zum Restaurant des Auswärtigen Amtes grüßte Dr. Engel jemanden. Sie fingen an zu reden. Ich hörte zu. Der Mann beklagte sich über eine Frau, die dafür bekannt zu sein schien, dass sie die bei ihr eingehenden Anfragen nur ungern las und bearbeitete; wenn sie keine Lust hatte, sie zu beantworten, leitete sie sie einfach wahllos per interner Post weiter oder legte sie anderen Schreibern bei und schickte sie zur Bearbeitung an eine andere Abteilung – auf möglichst unauffällige Weise. „So erledigt sich das von selbst,“ hatte sie offenbar einmal kommentiert.

Dr. Engel vernahm den unverhüllten Vorwurf:

„Hmm, ja; das habe ich schon gehört.“ Aber man sah ihm an, dass er sich nicht darauf einlassen wollte.

Er verlagerte sein Gewicht von einem Fuß auf den anderen und zuckte mit den Schultern – sein Körper sandte die Botschaft ‚Lasst mich in Ruhe‘.

Der andere Mann verstand die Botschaft, nickte und kehrte in sein Büro zurück. Wir gingen weiter und Dr. Engel drehte sich zu mir um:

„Sehen Sie, was ich Ihnen gesagt habe? Ich habe es mir nicht ausgedacht. Es ist wie eine schleichende Erkrankung. Und ich scheine der Mülleimer zu werden.“

Er hielt inne, dann fügte er hinzu: „Allerdings muss ich zugeben, ich mache es inzwischen genauso – was soll ich tun?“

Ich wollte etwas Ermutigendes sagen: „Das spricht nicht unbedingt gegen Sie.“

Es war eine wirklich dumme Bemerkung. Ich nahm an, dass er es nicht merkte. Er war mit den Gedanken ganz woanders.

„Lassen Sie mich Ihnen Herrn Ammer zeigen,“ sagte er.

„Wer ist Herr Ammer?“ fragte ich.

„Der Briefmarkenmann.“

Wir kamen am Büro von Herrn Ammer vorbei, aber die Tür war nicht offen. Dr. Engel klopfte. Es kam keine Antwort. Er drückte die Klinke hinunter, aber die Tür war verschlossen. „Schade,“ kommentiert er.

Das Restaurant des Auswärtigen Amtes war ebenfalls geschlossen und zugesperrt. Dr. Engel wusste nicht, warum. Er regte sich noch mehr auf.

„Gehen wir zu dem Italiener bei Ihrem Hotel.“

Dann hatten wir Glück.

Als wir das Gebäude verließen, kam Herr Ammer gerade herein. Ich schaute ihn mir an. Jetzt würde ich ihn wiedererkennen.

Es war ein schweigsamer Spaziergang zum Restaurant. Wir bestellten Pizza. Dr. Engel spielte mit seinem Messer.

Dann fing er wieder an zu reden.

„Es gibt immer Probleme, wenn man in einer Verwaltung arbeitet, sei es in der Wirtschaft oder im öffentlichen Dienst. Aber im Großen und Ganzen sind das kleinere Probleme, die ein guter Vorgesetzter ausbügeln kann. Normalerweise betreffen sie nur eine Abteilung oder einen Bereich. Aber in den letzten Jahren sind sie anders und größer geworden und betreffen das ganze Ministerium.“

Es scheint eine Veränderung in der Natur der Menschen, in ihrer Mentalität zu geben. Zuerst dachte ich, ich werde alt und sehe die Dinge anders – wie ein mürrischer alter Mann. Natürlich verwechseln Beamte immer Kompliziertheit mit Gründlichkeit. Aber auch das Verhalten von Kollegen meines Jahrgangs wurde unprofessionell. Wir sind hier im Auswärtigen Amt und nicht in einem Postamt; aber sie weigern sich, ins Ausland zu gehen.

Ebenso wie ich sind sie alternde Überlebende der glorreichen 80er und 90er Jahre.

Doch inzwischen interessieren sich viele meiner Kollegen kaum noch für ihre Arbeit; sie trinken und gehen am frühen Nachmittag nach Hause. Sie sind wochen- oder monatelang krank – ohne wirklich körperlich krank zu sein. Das Auswärtige Amt hat sogar einen eigenen psychiatrischen Dienst für seine Mitarbeiter.

Unsere Behörde birgt jede Menge Inkompetenz, sie steht am Rande des Zusammenbruchs. Das interessiert die Mitar-

beiter allerdings nicht, es geht ihnen eher um Anerkennung, aber wofür? Sie klatschen. Sie sind negativ eingestellt. Der öffentliche Dienst ist attraktiv, man kann nicht entlassen werden. Sie denken, dass sie nicht ersetzt werden können.“

Die Pizza kam. Wir aßen. Dr. Engel schwieg lange Zeit. Dann sprach er zu seiner Pizza:

„Ich muss mit jemandem sprechen, der nicht zu unserem Verein gehört. Ich frage mich, ob Sie mir helfen können. Sie sind jung: Erklären Sie mir, was passiert.“

Er schaute nach links und rechts, um sich zu vergewissern, dass niemand zuhörte, legte sein Besteck zur Seite und zeigte mit dem Zeigefinger auf mich.

„Wissen Sie, was mir vor ein paar Wochen passiert ist? Es war am späten Nachmittag und wir befanden uns mitten in einer wichtigen Besprechung. Plötzlich schaut ein ranghoher Mitarbeiter auf seine Armbanduhr und sagt dann: ‚Macht einfach weiter. Ich muss jetzt los. Ich muss zu meinem Kochkurs gehen.‘ ‚Kochkurs?‘ fragte ich. ‚Ja, italienische Küche – heute lernen wir, wie man mit Basilikum und Oregano kocht‘.“

„Was?“ sagte ich.

Er sprach wieder mit seiner Pizza. „Ja. Und er ist einer von der alten Schule. Aber dann gibt es auch zu viele neue Mitarbeiter, die nichts beitragen. Sie sind nutzlos.“

Er war eindeutig unzufrieden mit den neuen Mitarbeitern des Außenministeriums.

„Es ist schwierig, Personal mit einer anständigen Schulbildung zu finden. Wir brauchen gut erzogene Leute mit einem soliden Hintergrund, einer guten Allround-Ausbildung; aber was bekommt man? Halbanalphabeten mit Schul- oder Universitätsabschluss.“

Seine Pizza reagierte nicht. Ich auch nicht. Er hatte sich in einen trübsinnigen, freudlosen Menschen gewandelt.

Was sollte ich sagen? Das war nicht das, was ich in Berlin gesucht oder erwartet hatte. Das war nicht meine persönliche heile Welt.

Er fuhr fort: „Und das Gleiche gilt für diese Stadt. Eine korrupte Stadt, die unfähig ist, ihren Bürgern auch nur die grundlegendsten Dienstleistungen zu bieten. Faulheit, Schlamperei, Inkompetenz und Ineffizienz – oftmals freudestrahlend serviert.“

Was wird geschehen? Was kommt kann sich niemand vorstellen. Ich gebe Ihnen mein Wort.“

Er brach ab. Es war eine starke Aussage von einem so schwachen Mann.

„Ich muss in mein Büro zurück. Könnten Sie – *pro forma* – dem Briefmarkensammler nachgehen? Sie müssen ihn nicht zur Strecke bringen. Lassen Sie sich einfach im Archiv sehen. Ich brauche einen Nachweis, dass Sie den Fall untersucht haben – für Ihre Bezahlung.“

Also ging ich zum Archiv und sprach mit dem Archivar. Wir hatten uns vor ein paar Jahren kennengelernt. Er war mir ein große Hilfe gewesen. Wir unterhielten uns eine Weile, ohne dass ich den Zweck meines Besuchs erwähnte.

Ich erzählte ihm, dass ich für einige Tage in Berlin war, einige Arbeiten für Dr. Engel zu erledigen hatte und einfach einen ruhigen Ort suchte, an dem ich lesen und nachdenken konnte. Er sagte, er sei erfreut, mich wiederzusehen und bot mir einen nicht einsehbaren Schreibtisch in der Nähe des Eingangs an.

Ich setzte mich an den mir zugewiesenen Schreibtisch, tat nichts und wartete bis fünf Uhr, dann ging ich zurück in mein Hotel. Am nächsten Morgen kaufte ich mir ein paar Bücher mit harten Einbänden, die nicht sehr unterhaltsam aussahen, entfernte die Schutzumschläge und begann zu lesen und Notizen auf einem großen Schreibblock zu machen. Einige Tage vergingen. Schließlich tauchte eines Morgens ‚mein‘ Diplomat auf – mit einem großen Umschlag in der Hand. Ich blieb an meinem Schreibtisch sitzen. Er tauchte in die Tiefen des Archivs.

Wenig später sah ich ihn durch die Eingangstür hinausgehen. Der Umschlag war verschwunden.

Nun tauchte ich ging in die Tiefen des Archivs. Ich sah mich um und um. Ich suchte überall. Es war vergeblich.

Er könnte den Umschlag unter sein Hemd gesteckt haben. Aber er hätte sich teilweise ausziehen müssen, um ihn dort zu verstecken. Hatte er ihn jemand anderem gegeben? Aber das Archiv war leer, bis auf mich und den einsamen Archivar.

Was war mit dem Umschlag geschehen?

Ich wanderte noch eine Weile herum.

Dann fand ich ihn. Er hatte ihn einfach in das Fach für ausgehende Post im Archiv geworfen. Er lag oben auf dem Stapel der Umschläge, die später abgeholt werden sollten. Alle Umschläge sahen gleich aus.

Der Absender auf seinem Umschlag war das Auswärtige Amt, die Empfängerin eine Amanda Prutz – in Berlin.

Ich vergewisserte mich, dass mich der Archivar nicht beobachtete, dann griff ich nach dem Kuvert. Es war selbstklebend und ließ sich leicht öffnen. Ich schaute hinein.

In Innern lagen drei alte Briefumschläge mit Briefmarken und ein paar herausgerissene einzelne Briefmarken. Ich verschloss das Kuvert wieder sorgfältig und legte es zurück in den Korb.

Wer ist Amanda Prutz und was macht sie mit den Briefmarken? Für mich klang der Name nicht nach einer Briefmarkensammlerin. Aber wer weiß?

Ich sagte Dr. Engel nicht Bescheid, was ich herausgefunden hatte. Ich musste erst nachdenken.

Es gibt nur wenige Menschen im Leben, die man zu Rate ziehen und denen man vertrauen kann. Einer von ihnen und der geographisch am nächsten gelegene war Dr. Schall in Potsdam. Ich hatte ihn vor einiger Zeit kennengelernt, und er war ein sehr guter Freund geworden. Ich dachte, er könnte mir ein paar Tipps und Ratschläge geben, denn ich stand ziemlich ratlos in dem Labyrinth, in das mich Dr. Engel geführt hatte.

Schall arbeitete für einen der kleineren deutschen Geheimdienste, der ganz harmlos Bundesfinanzinspektion – BFI – genannt wurde.

Nur wenige wussten von seiner Existenz, und wer diesen Namen hörte, nahm an, dass der Dienst zum Bundesfinanzministerium gehörte, was auch richtig war, vielleicht eine Kontrollbehörde, was er nicht war, aber kaum jemand wusste, was seine Mitarbeiter in Wirklichkeit taten.

Seine Dienststelle befand sich in Potsdam vor den Toren Berlins in einem überdimensionalen Herrenhaus, das bis zu ihrer Abreise als Offiziersclub der sowjetischen Besatzungsarmee in Deutschland gedient hatte.

Die BFI verschwand einfach in der Fülle der kleinen, verstreuten Behörden und Stiftungen innerhalb und in den Außenbezirken von Berlin und Potsdam.

Ich rief ihn an, sagte ihm, dass ich in Berlin sei, und fragte, ob wir uns unterhalten könnten.

„Sicher,“ sagte er. „Es ist mir ein Vergnügen. Ich würde dich gerne sehen. Lass uns zusammen zu Mittag essen. Ich werde einen Tisch im Palace in the Green reservieren. Wir können auf der Terrasse sitzen; wenn die Sonne scheint, ist es schon warm genug, um draußen zu essen.“

„Weißt du, wo das ist?“ fügte er hinzu.

Ich wusste es, obwohl ich noch nie dort gewesen war. Es war ein teures, kleines Boutique-Hotel in einem Villenviertel von Berlin, von meinem Hotel aus leicht mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu erreichen.



## Tauschhandel

Denn Kollaboration ist, wie Selbstmord und Verbrechen, ein normales Phänomen.

Car la collaboration, comme le suicide, comme le crime,  
est un phénomène normal.

Jean-Paul Sartre. Qu'est-ce qu'un collaborateur?  
"La République Française", New York, 1945.

**D**er Hoteldirektor hatte beschlossen, dass der Frühling angekommen sei, und deswegen das Außenrestaurant eröffnet. Auf drei Seiten war es durch das Hotelgebäude vor Wind und Wetter geschützt, auf der vierten Seite mündete es in den Garten des Hotels, einem kleinen Park mit einer riesigen, schönen Kiefer in der Mitte, dem typischen Baum der sandigen Böden Nordostdeutschlands: „Sand, Heide, Kiefer“ besingt man hier.

Die Terrasse war leer, es waren keine weiteren Gäste da, aber ein Tisch am Ende der Terrasse war bereits für zwei Personen gedeckt. Ein Schild verkündete, dass er reserviert war. Unter allen anderen Tischen konnten wir frei wählen. Schall suchte sich den dritten Tisch vom Park aus auf der Sonnenseite aus, nahe, aber nicht zu nahe zum reservierten Tisch.

Ein Kellner erschien und erkundigte sich, ob wir zu Mittag essen wollten, dann deckte er unseren Tisch. Die Speisekarte sah vielversprechend aus. Wir bestellten.

Der Aperitif kam, eine Flasche Champagner. Wir tranken einen Schluck, dann fragte Schall schließlich:

„Was ist das Problem?“

Ich fasste zusammen, was Dr. Engel mir am Vortag erzählt hatte. Als ich geendet hatte, erkundigte sich Schall: „Ist das neu für dich?“

„Ja,“ antwortete ich langsam und verlegen.

Hatte ich etwas Falsches gesagt oder erzählt?

Ich schaute ihn verwirrt an.

„Ich verstehe dich nicht ganz.“

Er warf mir einen ungläubigen Blick zu.

„Er wollte mit dir reden. Mit jemandem von außen. Aber du scheinst in deiner eigenen Blase zu leben. Die Welt dreht sich, die Uhr tickt weiter, die Dinge bleiben nicht, wie sie waren. Dr. Engel weiß nicht, was er tun soll.“

Es hat sich in den letzten Jahren verdammt viel verändert. Das solltest du langsam zur Kenntnis nehmen, ob es dir gefällt oder nicht.

Warst du nicht unter dem Deckmantel eines kanadischen Journalisten unterwegs – angeblich als Auslandskorrespondent? Zeitungskorrespondenten sollten auf dem Laufenden sein über das, was in der Welt passiert.“

Schall hatte Recht. Seit mehr als drei Jahren lebten wir nun in einem schönen Landhaus außerhalb von Basel in der Schweiz. Wir, das sind Annabel und ich – und unsere zwei Kinder. Wir bezogen beide ein ansehnliches Gehalt von einer Stiftung, die ein befreundeter russischer Milliardär gegründet hatte, und wir schenkten der Welt da draußen wenig Beachtung. Wir kümmerten uns um die Kinder und fuhren hin und wieder nach Frankreich oder Italien in den Urlaub. Nach all den Jahren gefährlicher Arbeit war das für mich wie ein Paradies. Aber es war eine Blase. Viele Menschen scheinen in ihrer eigenen Blase zu leben.

„Die Gesellschaft verändert sich, insbesondere in Berlin, aber auch in ganz Deutschland. Dieser Wandel begann langsam und verlief fast unmerklich,“ begann Schall.

„Verwaltung und Gesellschaft wurden durchgesetzt, Andersdenkende wurden mundtot gemacht. Inzwischen ist die Gesellschaft undurchsichtiger und aus dem Gleichgewicht geraten. Wenn man sich Berlin nach dem Fall der Mauer 1989 anschaut, sieht man, dass nach einer kurzen Ruhephase eine deutliche Wanderung einsetzte; Menschen aus Westdeutschland zogen in die Berliner Innenstadt, in den ehemaligen sowjetischen Sektor. Dort waren große Wohnungen heruntergekommen und daher sehr günstig zu mieten – oder zu kaufen.

Schnell entwickelten sich Teile dieser Stadtteile zu Ghettos sozialer Randgruppen aller Art, ideologisch, sexuell, ökologisch – Ausreißer, Faulpelze, Weltverbesserer, Mächtegern-Künstler, Bohemiens, selbsternannte Schriftsteller und Journalisten, Trittbrettfahrer, Waschlappen, Perverse. Die Randgruppen hatten kein Problem untereinander zusammen zu leben, aber sie hassten die Mittelschicht des Landes und der Stadt.

Das ehemals homogene Bürgertum in West-Berlin – und in Ost-Berlin – lebte weiterhin in den Randgebieten der Stadt und im Umland.“

Schall nahm einen Schluck, schaute sich um, aber es kam niemand, weder die Gäste, die er erwartete, noch der Kellner mit dem Essen.

Er schürzte die Lippen und fuhr mit seiner Erzählung fort

„Das einwandfreie Funktionieren einer Gesellschaft hängt von einer langfristigen Stabilität ab. In unseren Ländern wird diese Stabilität von der Mittelschicht gewährleistet, deren Mitglieder die Verantwortung dafür tragen, das Land am Laufen zu halten – nicht nur in finanzieller, sondern auch in organisatorischer Hinsicht. Äußere Umstände oder Menschen, die sich einmischen, könnten diese Stabilität untergraben.“

Ich zuckte mit den Schultern.

„Das ist nichts Neues. Es ist nur eine neue Welle der 68er-Bewegung, eine neue junge Intelligenz will gehört werden.“

Ich schien ihn verärgert zu haben. Er nahm sein Glas und nippte daran, wobei es ihm gelang, ruhig zu bleiben. Er starrte mich einen Moment lang an.

„Die linke sogenannte ‚68er-Bewegung‘ und ihre Anhänger passten sich leicht dem wohlhabenden Mittelstand und der Bourgeoisie an, nachdem sie einige Jahre lang Lärm gemacht hatten. Viele von ihnen haben sich zu ziemlich unangenehmen Kapitalisten entwickelt.

Die Randgruppe der Youngster und Yuppies integriert sich nicht. Im Gegenteil, es scheint eines ihrer Vergnügen zu sein, die Gesellschaft zu spalten. Sie missbrauchten die neue Freiheit in Ost-Berlin und kolonisierten mehr oder weniger Teile der Innenstadt.“

Er stellte sein Glas ab.

„Sie sind überzeugt, dass sie Recht haben und nehmen sich das Recht, sich so zu verhalten, wie sie es wollen. Andere Menschen zählen nicht. Vielfalt und Individualismus zählen, und der Rest der Welt kann zur Hölle fahren. Keine Diskussionen. Keine Argumente. Nur asoziales oder antisoziales Verhalten. Friedliche Koexistenz nur, solange sie vom Staat, das heißt vom steuerzahlenden Teil der Bevölkerung, alimentiert werden. Sie sind respektlos, haben kein Schamgefühl – aber die meisten von ihnen sind nicht autark; sie sind in einer Welt aufgewachsen, in der sie weder auf das Eine noch auf das Andere verzichten müssen. Sie mussten sich nie mit etwas anderem beschäftigen als mit sich selbst – und sie erfinden und beklagen sich über Probleme, die es nicht gibt.

Neulich hatte ich im Zentrum von Berlin zu tun. In einer Seitenstraße fiel mir ein junger Mann auf seinem Lastenrad auf. Er erinnerte mich an ein Bild von Don Quijote auf seinem Pferd Rosinante: Er saß im Sattel, als hätte er ein Lineal verschluckt, aufrecht, in seinen Augen kühn, wagemutig, ein Kämpfer für das Klima.

So ein Radfahrer neigt dazu, sich den unbedeutenden Fußgängern überlegen zu fühlen, er ist höher und schneller; außerdem verleiht ihm der Besitz eines Fahrrads oder besser noch eines Lastenrads eine gewisse Arroganz der Macht. Ein Berliner Kampfradler auf dem Bürgersteig sieht sich als Ritter, die Fußgänger sind Bauern. Leute wie er halten die anderen für einen Haufen Provinzler, für kulturell Unterlegene.

Sie merken nicht, dass sie selbst schon in eine gewisse Spießigkeit, in eine Gentrifizierung eingelullt sind, durch das Drum und Dran ihrer kleinen Macht und ihren wohlhabenden Lebensstil.“

Hartnäckig sagte ich: „Wir sind in Berlin. Einer der preußischen Könige hat die Parole ausgegeben: ‚Jeder soll nach seiner Façon selig werden,‘ – mit anderen Worten: ‚*Chacun à son goût*‘. Und inzwischen ist Deutschland eine Demokratie.“

Er warf mir einen ungehaltenen Blick zu.

„Ich spiele den Ball zurück: Rosa Luxemburg, eine Märtyrerin für die kommunistische Sache in Deutschland, hat dem hinzugefügt: ‚Freiheit ist immer die Freiheit der Andersdenkenden.‘ Ich glaube an beide Aussagen. Die jungen Leute tun das nicht.“

Er starrte mich wieder einige Augenblicke lang an, dann nahm er den Faden wieder auf. „Du scheinst zu denken, dass es die anderen gibt, die verhassten SUV-Fahrer, die Schickeria.“

„Kannst du meine Gedanken lesen?“ erwiderte ich.

„Ja. Sie haben Geld. Aufgeweckte junge oder mittlerweile mittelalterliche Protestanten, die ihre engen und engstirnigen Dörfer oder gar Städte verlassen haben, bewusst locker, unecht. Sie gehen auf Auktionen, kaufen leicht antike Möbel, Meißner Porzellan und Goldbrochen, fahren einen SUV – und glauben, sie seien die Sterne der Nacht – Typen in Turnschuhen und teuren Trainingsanzügen, die Frauen mit hängenden Pobacken, schwerfällig, ungeschlacht. Sie sind unverschämt und unhöflich. Früher wollte die junge Generation etwas erreichen und wollte, dass ihre Eltern stolz auf sie sind.“

Ich schaute ihn neugierig an.

„Protestanten mit hängenden Pobacken?“

„Und Katholiken und Atheisten. Ich weiß, man sollte nicht verallgemeinern. Tut mir leid.“

Ich warf ihm einen verstohlenen Blick zu. Er bedauerte die Bemerkung bereits.

Nicht aber den Inhalt seines Vortrags. Er fuhr damit fort und beruhigte sich langsam.

„Auf der anderen Seite – manchmal frage ich mich, ob sie besser sind, ob sie schlechter sind, oder ob sie ähnlich sind im Vergleich zu den Radfahrern? Wer sind wir, sie zu beurteilen?“

Die Politiker und Beamten sind inkompetent, es gibt keine verantwortlichen Führungskräfte, und es wird immer schlimmer, Jahr für Jahr, Jahrzehnt für Jahrzehnt. Es gibt keine individuelle Motivation, nur den Todeshauch der Apathie.“

„Das klingt nach einem perfekten Nährboden für Bestechung und Bestechlichkeit,“ warf ich ein.

Er nickte. „Ganz genau. So ist es. Und dann sind da noch die Parallelwelten mit Parallelgesellschaften.“

Die selbsternannten Aufklärer Deutschlands sind dem Hirnspinnst einer multikulturellen Gesellschaft hinterhergejagt, ohne zu erkennen, dass dies gleichberechtigte Partner voraussetzt. Aber sie sind nicht gleich. Diese Araber und die anderen Orientalen sind viel gerissener als die Aufklärer.

Und es ist nicht nur der Islamismus, sondern auch das organisierte Verbrechen, das sich in der ganzen Stadt und im ganzen Land ausbreitet.“

Ich rieb mir das Kinn. Er musterte mich einen Moment lang belustigt und amüsierte sich über meine Verblüffung. Ich starrte ihn entgeistert an, und er schaute mir direkt ins Gesicht.

„Behandle mich nicht wie ein Problemkind,“ sagte ich. „Ich begreife es langsam – aber ich glaube es immer noch nicht so recht.“

„Willst du mehr hören?“ antwortete er lächelnd.

Bevor ich antworten konnte, fuhr er fort.

„Die Wiedervereinigung Deutschlands war eine Art Ausverkauf, eine Liquidation der DDR. Ein paar Leute haben einen Haufen Geld verdient, aber der Großteil der Bevölkerung wurde mit Versprechungen über die kommenden ‚blühenden Landschaften‘ abgespeist. Eine Zeit lang haben sie es geglaubt, aber inzwischen hört man schon von weitem das nahende Donnern der Unruhe. Ich glaube, sie werden ihrem Unmut Luft machen. Das wird die Probleme einer sich auflösenden Gesellschaft noch verstärken.“

Er betrachtete seine Fingernägel, als ob sie ihm eine Antwort auf eine ungefragte Frage geben würden; dann sagte er:

„Es liegt etwas in der Luft: ein leichter Geruch von Diktatur. Noch ein Glas Champagner?“

Ich öffnete den Mund, um zu antworten, aber Schall hob eine Hand und warf mir einen dieser sehr direkten Blicke zu. Ich biss mir auf die Zunge und ließ meine Erwiderung fallen.

Ich antwortete bloß: „Ja, ich sehe, was du meinst. Und, ja, lass ihn schäumen. Ich brauche das jetzt.“

Er füllte mein Glas und senkte seine Stimme: „Davon später mehr. Die Gäste für den letzten Tisch treffen gerade ein.“

Ich blickte auf: Ein Mann und eine Frau.

„Erkennst du die Frau?“ Ich erkannte sie. Es war die führende Politikerin der Stadt, wahrscheinlich die wichtigste im Moment, Sarah Fasell.

Sie trug einen schwarzen Blazer mit passender Hose und darunter eine burgunderrote Bluse, elegantes ‚Business Casual‘, eher ungewöhnlich für Berlin, aber vielleicht passend zu diesem vornehmen Hotel.

„Er ist der Manager des Hotels. Die Besitzer haben Verbindungen nach Russland und in eine Gegend, die ich immer noch gerne den Orient nenne.“

Er war ein schlanker Mann fast mittleren Alters, elegant, mit angenehmen Umgangsformen, beinahe schüchtern wirkend. Sie musterte ihn prüfend, als sie zu ihrem Tisch gingen. Man hatte den Eindruck, dass ihr gefiel, was sie sah. Er war gutaussehend, und er wusste es.

Sie setzten sich. Sie sah ziemlich tatkräftig aus und sprach mit einem sicheren Schwung; dabei war ihre Stimme sanft. Leider konnte ich nicht verstehen, was sie sagte.

Schall spielte mit seinem Smartphone und rückte es von uns weg. Ich empfinde es als schlechtes Benehmen, unhöflich und respektlos, in einem guten Restaurant ein Smartphone auf den Tisch zu legen.

In einem Schnellimbiss, wo man sich eben mal einen Hamburger holt, ist das etwas anderes.

Schall muss meine Meinung in meinem Gesicht gelesen haben. Er lächelte. „Das ist ein spezielles Telefon. Es hat ein Richtmikrofon und kann Gespräche in der Ferne mithören, zum Beispiel an anderen Tischen. Wir sollten uns diskret verhalten und nicht zu ihnen hinüberschauen.“

Wir aßen und tranken und unterhielten uns über das Leben und unsere Kinder. Weder das Paar noch die Leibwächter schenkten uns Beachtung. Die Leibwächter hatten sich am oberen Ende der leeren Terrasse niedergelassen, in der Nähe des Hoteleingangs. Sie verhielten sich unauffällig, vielleicht weil sie für einen Ort wie diesen nicht angemessen gekleidet waren.

Die Politikerin trank ihren Wein aus. Sofort nahm der Hotelmanager die Flasche und füllte ihr Glas nach. Sie nickte zustimmend – und ich wurde von Minute zu Minute interessierter. Es gab auch ein paar Appetithappen, aber sie schienen nicht Mittag essen zu wollen.

„Warum ist sie hier?“ fragte ich Schall.

Ich hätte fragen sollen: Warum bist du hier? Schall muss einen Grund haben, persönlich hierher zu kommen.

„Er will etwas. Sonst hätte er sie nicht eingeladen. Ich frage mich, was. Ich will es wissen.“

Es war mir nur zu klar, dass ich keine angemessene Antwort bekommen würde. Nicht jeder in einer Behörde oder in einem Geheimdienst muss alles wissen, und das gilt auch für Freunde. Es ist ein Schutzmechanismus. Aber ich dachte, vielleicht erzählt Schall es mir eines Tages.

„Der Manager schaut auf unseren Tisch.“

„Erwidere seinen Blick nicht.“

Ich schaute auf meinen Teller, aber ich konnte immer noch sehen, was am anderen Tisch geschah. Der Manager schob der Politikerin einen Umschlag zu. Sie nahm ihn in eine Hand und befühlte ihn, um herauszufinden, was sich darin befand. Dann lächelte sie den Mann an, nickte und steckte den Umschlag in ihre Handtasche.

„Was auch immer die Angelegenheit ist – sie ist erledigt,“ sagte ich.

„Wie du erwähnt hast: Bestechung ist gang und gäbe,“ bemerkte Schall.

„Es gibt Leute, die glauben, dass es nichts Schlimmes ist, Geschenke anzunehmen; es ist eine gute Geschäftspraxis – kleine Geschenke an die Polizei oder an öffentliche Ämter für Informationen, Provisionen an Staats- oder Stadtbedienstete für Genehmigungen jeglicher Art; und das Gleiche gilt für Politiker – eine Beförderung von jemandem, der die offiziellen Anforderungen nicht erfüllt; Bargeld in weißen Umschlägen; empfangen, geben und wieder empfangen; wir haben Bilder und Videos von solchen Übergaben.“

„Und ihr habt nichts unternommen?“

„Nein. Aber man kann Druck auf sie ausüben, wenn es nötig ist.“

„Wenn nötig? Wann wäre das?“

„Wenn der Beobachter bestimmte Gefälligkeiten will. Aber das macht unsere kleine Organisation nicht; wir wollen nicht in Korruptionsfälle verwickelt werden.“

Ich kehrte zur Politikerin zurück: „Wie ist sie zu einer so hohen Position in der Stadt gekommen?“

„Nun,“ sagte Schall, „sie hat Politologie studiert. Zwölf Jahre lang. Allerdings hilft das nicht, um eine erfolgreiche Politikerin zu werden. Wahrscheinlich eher im Gegenteil.“

Ich stimmte zu. „Solche Leute sind unflexible Theoretiker. Sie haben abstrakte Ideen, aber keine konkreten Lösungen. Sie sind nicht für die öffentliche Verwaltung geeignet. An sich sind sie damit zu nichts geeignet.“

„Das mag der Fall sein,“ sagte Schall. „Aber die Leute mögen die Frau. Sie gilt als freundlich, wohlwollend, höflich und zuverlässig.“

Sie kämpft nicht gegen weibliche Konkurrenten. In den Führungspositionen ihrer Partei überwiegen zwar die Männer, aber das Programm kämpft für die Gleichberechtigung der Frauen. Also muss sie zuallererst die Männer loswerden.“

„Wie macht sie das?“

„Das hat mir einmal jemand beschrieben, eine Frau. Sie hatte sich die gleiche Frage gestellt und Sarah Fasell eine Zeit

lang beobachtet, weil sie sich fragte, warum diese Frau so hoch aufgestiegen und oben geblieben ist – sich sogar immer weiter hochgearbeitet hat, wo es doch so viel Konkurrenz gibt, vor allem viele ehrgeizige Männer.

Sie lächelt und hat sich ihre Jugendlichkeit bewahrt. Das zieht die Leute an. Schau dir ihre Zähne an, sie sind gesund und lächeln auch einladend. Oder sind es die scharfen Zähne eines Raubtieres?“

Ich sagte, was ich vorhin gedacht hatte:

„Sie sieht aus, als ob sie gut im Bett ist. Sie muss es gerne tun. Sie ist nicht gerade das, was man als schön bezeichnen würde, aber sie hat etwas, das die Männer anzieht wie die Motten das Licht – und sie weiß es.“

„Ja, es wird behauptet, dass sie viele von ihnen mitnimmt. Aber danach verhält sie sich wie eine Gottesanbeterin – sie frisst ihre Partner nach der Kopulation auf, lässig, begierig, die Quintessenz des Bösen. Die Männer, die ihr verfallen sind, werden zu mickrigen Ex-Partnern, die sie mühelos vernichten kann. Sie sind keine politische Konkurrenz mehr – durchgekaut und ausgespuckt; kein Mann will das von sich hören. Also verschwinden sie.“

Wir saßen mittlerweile im Schatten, aber die Sonne hatte den anderen Tisch erreicht. Frau Fasell fühlte sich offenbar in der Sonne warm und zog ihren Blazer aus.

Darunter trug sie keine weinrote Bluse, sondern ein trägerloses Oberteil.

Schall zischte mir plötzlich zu.

„Beobachte sie jetzt. Siehst du, wie sie sich jetzt an den Hotelmanager heranmacht? Das leichte Antippen seiner Hand, und jetzt legt sie ihre Hand auf seinen Arm und sagt etwas, um ihn zum Lachen zu bringen. Er gehört jetzt ihr.“

Der Hotelmanager starrte auf ihren Körper, dann auf ihre Augen. Sie starrte zurück – ein Blickkontakt wurde aufgebaut; sie nickte leicht und lächelte, ein kleiner Flirt.

Dann standen sie auf, und er folgte ihr wie ein konfuser roter Setter ins Hotel. Seine rechte Hand lag auf ihrem nackten Rücken.

„Er wird ihr die Hotelzimmer zeigen ... Ihre Kinder werden heute Abend auf sie warten. Und ihre Leibwächter auch.“

Schall grinste. Er nahm sein Telefon.

„Ich gehe jetzt nach Hause, um herauszufinden, was sie besprochen haben.“

Als ich ihn Monate später fragte, was der Hoteldirektor von der Politikerin wollte, bekam ich nur eine knappe Antwort: „Darauf kann ich dir keine Antwort geben. Es ist ein Staatsgeheimnis.“

Mit anderen Worten: etwas sehr Schmutziges.

Schall bezahlte und wir tranken langsam den Rest des Champagners aus.

„Ich werde jemanden bitten, dir ein wenig das Berlin zu zeigen, das du offensichtlich nicht kennst ... du brauchst etwas praktische Erfahrung nach meiner theoretischen Einführung in das neue Berliner Leben und seine Teilnehmer. Diesmal arbeitest du nicht für mich; trotzdem werde ich dich ein wenig unterstützen – insgeheim, im Hintergrund.“

So lernte ich Professor Bachmann kennen.



## Bachmann

Tener que leer la palabrería inane que escriben los niños ricos mimados que pasan por la universidad hoy en día está empezando a provocarme ataques de dislexia.

Wenn ich das unsinnige Geschwätz der verwöhnten reichen Kinder lesen muss, die heute die Universitäten besuchen, bekomme ich Anfälle von Legasthenie.

Carlos Ruiz Zafón. El Prisionero del Cielo. Der Gefangene des Himmels. 2011.

Es war ein früher Sommermorgen. Der Tau glitzerte auf dem Gras. Die Vögel sangen, roter Mohn und blaue Kornblumen reckten ihre Blüten der Sonne entgegen. Es herrschte eine ungezwungene Stimmung wie zum Ende eines Schuljahres. Ein Morgen ohne Sünde, aber voll von sündigen Gedanken. Mit strahlenden Augen und voller Tatendrang begann ich vor mich hin zu singen:

*“Douce France, cher pays de mes vacances,  
bercée de tendre insouciance,  
je t'ai gardée dans mon coeur!”*

Das Problem war, dass es draußen wieder regnete und der Tag grau und kalt war – und ich war nicht in Frankreich. Die Sommerszene war ein Aquarell an der Wand des Zimmers.

Ich war mit Professor Bachmann nach dem Frühstück verabredet. Er kam etwas früher und trank mit mir eine Tasse Kaffee.

Ich mochte ihn sofort. Er war grauhaarig, sein Gesicht fein gezeichnet und freundlich; sein Lächeln kam langsam, aber es kam, der freundlicher Anflug eines Lächelns. Ich fragte mich, wie Schall mich ihm geschildert hatte.

Ich erzählte ihm ein wenig von mir, und Basel – wo ich lebte – wurde die Anknüpfung. Er erklärte mir den Grund.

„Ich bin in Berlin geboren, aber nur geboren, weil meine Eltern nach Basel zogen, als ich gerade ein Jahr alt war. Es war der Beginn des Krieges, und meine Eltern waren Schweizer. In Basel bin ich auch zur Schule gegangen und habe angefangen, Biologie zu studieren – weil ich Ornithologe werden wollte, also ein Spezialist für Vögel. Ich bekam eine gute universitäre Ausbildung, zuerst in Basel, dann in Genf, danach in Harvard in Boston. Ich war jung und reiste durch die Welt.

Die Leute dachten, ich sei ein Vogelfreund, natürlich von bunten, exotischen Vögeln, und nahmen meine Forschung nicht ernst. Aber ich war kein autodidaktischer Vogelkundler; ich hatte den Hintergrund eines Wissenschaftlers. Anfangs interessierte ich mich für die Phylogenetik, später für die Genetik: wie der grundlegende Körperbau von Tieren in den Genen festgelegt ist.“

Er fuhr mit einem Katalog griechisch und lateinisch klingender Wörter fort, unverständlichem wissenschaftlichem Jargon, dem ich nur schwer folgen konnte. Ich hatte nur die leiseste Ahnung, wovon er sprach, und unterbrach ihn deshalb:

„Wissen Sie, ich gehöre zu den ungebildeten Massen. Was Sie machen, muss faszinierend sein. Aber ich verstehe nichts – Genetik kann ich noch irgendwo einordnen, Phylogenetik nicht. Ich beobachte gerne Vögel, aber hauptsächlich aus ästhetischen Gründen. Ich sehe und höre sie gerne.“

Er versuchte, mir die Phylogenetik zu erklären, gab aber auf, als ich ihn anschaute und nachfragte: „Wo haben Sie das gemacht? Waren Sie Professor an einer Universität?“

„Ja, bevor ich Professuren in den Vereinigten Staaten und in Deutschland hatte, war ich Gastprofessor in Paris für Biogeo-

graphie entlegener Gebiete, in Afrika und Amerika, meist französische Territorien und ehemalige Kolonien. In dieser Zeit bin ich viel gereist, nicht nur in Afri- und Amerika.“

Er schien sich über etwas zu amüsieren, was er erwähnt hatte, und kicherte. Erst später fand ich heraus, warum er es lustig fand. Aber ich merkte, dass etwas in seiner Lebensgeschichte seltsam war.

Und – wie lernt ein ausländischer Ornithologe jemanden wie Schall kennen? Sie überschneiden sich nicht in ihrem täglichen Arbeitsleben – und auch nicht in ihrem gesellschaftlichen Leben.

Ich fragte ihn. Offenbar stockte er sein mageres Professorengehalt mit Beratertätigkeiten für die Basler Pharmaindustrie auf. Zu dieser Zeit war er bereits Professor in Berlin – West-Berlin wohlgemerkt. So wurde er einmal zu einem Empfang eingeladen.

„Und der Empfang war beim Berliner Wirtschaftsentwicklungsrat, gemeinhin bekannt als BEB,“ setzte ich als gegeben voraus.

Er lachte. „Woher wissen Sie das?“

„Es scheint einer seiner Lieblingsorte gewesen zu sein, um Leute zu beobachten und zu angeln. Ich wette, mit einem Glas Weißwein in der Hand.“

„Genau.“ Er sah mich an, musterte mich.

„Hat er Sie auch dort aufgelesen?“

„Nein. Ich kam zu ihm über das Außenministerium. Sie haben das vermittelt; sie hatten mich als freien Mitarbeiter – um entführte Touristen zu befreien.“

Offenbar sah Bachmann dies als positive Tätigkeit an. Er schien die Erklärung zu schätzen und kehrte zu seinem Lebenslauf zurück.

„Ich kam 1979 nach Berlin. Im Grunde brauchte man mich, weil es sonst niemanden mit meinem Hintergrund an der Universität gab. Ich hatte eine volle Professur, aber es gab andere, die neidisch waren; sie spannen ein kleines Netz von Intrigen, und ich wurde beiseite geschoben und ausgegrenzt; sie

legten eine Art herablassender Überlegenheit an den Tag, und ich war in ihren Augen ein unbedeutender ausländischer Professor.

Doch ich bekam meine eigene Villa im Stadtteil Dahlem. Dort waren viele Universitätsinstitute der Freien Universität in Vorkriegsvillen untergebracht. So hatte ich einen angenehmen Arbeitsplatz, während meine Konkurrenten in einer der hässlichen Neubauten saßen.“

Bachmanns Pass und seine Sprachkenntnisse ermöglichten es ihm, leicht Grenzen zu passieren. Mit dem Schweizer Pass war es für ihn in der Zeit des Eisernen Vorhangs problemlos möglich, wissenschaftliche und persönliche Kontakte zu Kollegen in der DDR und den Ostblockländern zu pflegen.

„Ich hatte keine Probleme, sie mochten mich. Ich wurde sehr oft als Redner eingeladen, nach Polen, nach Russland, in die Tschechoslowakei und nach Ungarn.

Inzwischen bin ich im Ruhestand. Es gibt nichts Schöneres, als im Ruhestand zu sein, wenn man noch denken und arbeiten kann. Denn dann ist man wirklich frei.

Die meisten Professoren in Berlin und anderen deutschen Universitäten mischen sich nicht ein. Sie passen sich entweder an, um ihre Karriere nicht zu gefährden, oder sie begeben sich in eine innere Emigration. Einige gehen ins Ausland.“

Ich unterbrach ihn. „Ich verstehe den Grund nicht. Die Universitäten sind doch voll.“

„Sowohl Hochschullehrer als auch Studenten fühlen sich elitär, sind sich aber nicht einmal der Bedingungen bewusst, unter denen sie leben – sie sind privilegiert. Viele Studenten haben nicht die Intelligenz oder den Antrieb, ihrem Leben auf den Grund zu gehen – es ist nicht gottgegeben; ihr Leben wird vom Steuerzahler bezahlt. In Deutschland sind Schulen und Universitäten kostenlos. Die Komfortzonen sind warm und hell, die Fleischtöpfe sind immer voll – und jetzt wächst ein akademisches Proletariat heran.

Dann gibt es noch die Wissenschaftler, die von den berühmten Drittmitteln oder zweckgebundenen staatlichen Zuschüssen leben müssen. Wissenschaftliche Kompetenz ist jedoch

out, Mittelmäßigkeit und Schöntuerei sind in. Wer Unterstützung für ein Projekt will, muss eines der großen Themen aufgreifen: Antikolonialismus, Klimakrise, Migration, Rassismus, Geschlechterrollen und so weiter.

Andersdenkende echte Autoritäten auf ihrem Gebiet werden schlechtgeredet und verunglimpft. Sogar wissenschaftliche Ergebnisse werden von Amateuren und Dilettanten – Kollegen, Studenten oder Zeitungsschreibern – angefochten und bestritten.

Die Universitätspräsidenten geben nach. Sie wissen, dass es ihnen nichts nützen würde, wenn sie versuchten, die Dinge in den Griff zu bekommen. Deshalb versuchen sie es gar nicht erst.

Es gibt ein paar Universitäten in Berlin, unter ihnen die Freie Universität und die Humboldt-Universität. Sie sind bekannt als die ‚Frauen-und-Freizeit Universität‘ und die ‚Humbug Universität‘.“

In seiner Stimme lag ein Hauch von Verachtung.

„Ich muss zugeben, dass ich in vielerlei Hinsicht ein bisschen altmodisch bin. *Et de cela, je suis fier*. Und darauf bin ich stolz. Und glücklich, dass ich frei bin – niemandes Tyrann und niemandes Knecht. Und mein Wert wird nicht von pickeligen Zwanzigjährigen in Frage gestellt – von unrasierten jungen Männern mit Ohrringen und ungehobelten, schwarz angezogenen jungen Frauen.“

Er schwieg eine kurze Weile, nachdenklich.

„Andererseits habe ich von meinen Vögeln gelernt. Geier töten nicht, sie leben am Rande des Todes. Sind sie Feiglinge, denen der Mut fehlt? Sie sind Saubermacher, Aasfresser und Aufräumer. Sie sind hässlich. Andere Raubvögel töten. Sie sind Machos und sehen gut aus. Zumindest glauben wir das.“

Dies war der dritte Tag mit düsteren Liedern von niedergeschlagenen älteren Männern. Ich hatte nicht den Eindruck, dass sie geistesgestört waren.

Es war keine Paranoia im Hintergrund zu spüren. Was sie beschrieben, waren Veränderungen in der Gesellschaft, deren

Ursachen sie nicht erklären konnten. Aber verändern sich Gesellschaften nicht ständig?

Bachmann rüttelte mich aus meinem Tagtraum auf.

„Es tut mir leid, dass ich Sie mit meinen Geschichten belästige. Genug gemeckert ... lassen Sie uns spazieren gehen. Ich glaube, es hat aufgehört zu regnen.“

Wir schlendern hinüber zum Gendarmenmarkt mit dem Französischen und dem Deutschen Dom. Überall schien es Parks zu geben. An einer Straßenecke blieb Bachmann stehen und grübelte.

„Mir fällt gerade etwas ein. Meine Tochter hat mich gebeten, etwas abzuholen, wenn ich zufällig in dieser Gegend bin. Wenn es Sie nicht stört.“ Es störte mich nicht.

„Meine Tochter meinte, dass diese Frau eine große Medienkompetenz habe und wunderbare Arbeit leiste. Sie wohnt ein paar Straßen weiter, nicht weit von der Bundesdruckerei entfernt.“

„Ah“, sagte ich, „da bekommt Schall seine gefälschten Pässe.“

„Haben Sie auch einen?“ fragte Bachmann.

„Ja. Aber er ist schon lange abgelaufen. Ich behalte ihn als Souvenir.“

Ich zog es vor, die Angelegenheit nicht weiter zu erörtern. Er wollte es auch nicht. Er zögerte und wechselte das Thema.

„Diese Druckerei ist ein sehr merkwürdiges staatliches Unternehmen. Der Aufsichtsrat besteht aus Gewerkschaftsmitgliedern, Geheimdienstchefs und einigen Vertretern von Zulieferern. Genau so, wie es nicht sein sollte.“

Ich war neugierig, was Bachmann für Schall gemacht hatte, aber ich fragte nicht danach. Ich vermutete, dass es mit seiner Reisetätigkeit zusammenhing: ein unauffälliger Schweizer Wissenschaftler, der überall in den Ostblockländern Vorträge hielt.

Die einzige Bemerkung, die er selbst über Schall machte, war von großem Respekt geprägt: „Schalls Prinzipien sind faszinierend unideologisch, analytisch fundiert und geradlinig. Er lässt sich von keiner Seite vereinnahmen.“

Wir liefen noch zwei Straßen weiter und waren angekommen. Die Medienfrau war erfreut, uns zu sehen. Sie war höflich und lächelte uns in ihre Wohnung.

„Willkommen in SO36 – dem besten Platz, um in Berlin zu leben.“

Auf einem großen Tisch, der ihr als Schreibtisch und Arbeitsplatz diente, stand ein großer Bildschirm. Er zeigte eine Werbeanzeige, auf der man einen schwarzen Mann sah, der ein veganes Kochbuch vor einem Bücherregal hochhielt.

Sie sah, wie wir auf den Bildschirm schauten und erklärte uns, was wir sahen:

„Ich habe das Bild eines schwarzen afroamerikanischen Kochs gesehen, der sich auf die vegane Küche spezialisiert hat und Kochbücher mit leicht zuzubereitenden Rezepten geschrieben hat. Da wir in Deutschland nur wenige echte Afroamerikaner haben, habe ich einen gut aussehenden schwarzen Mann – aus dem echten Afrika – gesucht und gefunden und ihn gefragt, ob er für mich Modell stehen möchte.“

Ich habe mein Remake an unsere deutsche Szene angepasst: Er trägt eine wunderschön gehäkelte Regenbogenmütze. Die dazugehörige Geschichte erzählt, dass er gerade ein veganes Kochbuch veröffentlicht hat und stolz wie ein Pfau ist. Mit seinem Smartphone macht er ein Foto von sich und seinem neuen Kochbuch – und das vor einem der Bücherregale der Inneneinrichtungsfirma, die für ihre neuesten Kastenmöbel werben will.

Ich nenne ihn ‚mein Neger‘, weil ich das Wort so niedlich finde. Der offizielle deutsche Begriff ‚Schwarzer‘ klingt für mich wie ‚Schornsteinfeger‘.

Er ist zum Maskottchen dieser Möbelgeschäfte geworden; er bedient jetzt in einem von ihnen jeden Tag ein paar Stunden. Das macht ihn glücklich – und er verdient etwas Geld.

Vor Jahren gab es die Sarotti-Mohren; sie boten Schokolade an; jeder kannte sie. Jetzt haben wir den Veggi-Negro, und ich habe ihn erschaffen. Ich gehe mit der neuen Zeit. Und ich werde gut bezahlt – ich hoffe, die Geschäfte verkaufen auch mehr Möbel.“

Sie bewegte ihre Arme, als ob sie tanzen würde.

„Ich mag niedliche Sachen.“

Völlig unerwartet zog sie ihren dünnen Pullover aus.

„Seht mal, ich habe Katzen-Tattoos auf meinem ganzen Körper. Ist das nicht schön?“

Völlig ungehemmt stieg sie aus ihrer langen Hose. Überall Schwarz-Weiß-Bilder von Katzen, ohne jede Farbe – sie glichen altertümlichen Schwarz-Weiß-Fotografien, gedruckt auf ihre Haut. Sie sah bizarr aus.

Ich fragte mich, ob die noch bedeckten Körperteile auch von Katzen übersät waren. Aber sie erkannte und überschritt nicht die endgültige Grenze des sittlichen Rahmens. Zumindest für uns; nicht für ihren Freund – oder ihre Katze oder wen auch immer.

Ich warf einen Blick auf meinen Begleiter; er hatte den Kopf leicht zur Seite geneigt und die Augen weit aufgerissen. Das Erstaunen stand ihm ins Gesicht geschrieben.

Sie hatte keine Achtung vor ihrem Körper, nahm keine Rücksicht darauf, dass er gepflegt und vor schädlichen Einflüssen auf die Haut geschützt werden muss. Ihren ganzen Körper zu tätowieren war ihre Art der Selbstverwirklichung, aber es war eher Selbstverstümmelung.

„Ich liebe Katzen,“ fuhr sie fort. „Ich habe gerade eine Katzenwerbung für Kräuter gemacht, die in speziellen Behältern auf der Fensterbank wachsen ... schaut sie euch an.“

Bachmann nickte und presste die Lippen zusammen, um seine Zustimmung zu zeigen. Sie wusste das zu schätzen und lächelte.

Schließlich reichte sie ihm eine kleine Schachtel: „Für Ihre Tochter.“ Er bedankte sich bei ihr und wir gingen. Auf der Treppe nach unten rezitierte Bachmann:

*„Ich heirate, sagt Harry Blau*

*nur eine tätowierte Frau.*

*Und wenn ich nachts nicht schlafen kann,  
dann schau ich mir die Bilder an.“*



## Die Vettern vom Lande

Die Tragödien der Geschichte haben einen burlesken Alltag.

Peter Bamm. Die unsichtbare Flagge. 1952.

**I**ch war dabei, den Überblick zu verlieren. Schall hatte Recht gehabt. Es machte mir Angst. Lange Zeit hatte ich in Berlin und anderswo in Deutschland gearbeitet und war auch viel umhergereist.

Doch ich hatte nicht hinter die Fassaden geschaut.

Wie konnte ich mehr herausfinden?

Am nächsten Morgen – nach dem Frühstück, also kurz vor Mittag – holte mich mein neuer Stadtführer vor meinem Hotel ab und erklärte mir seine Vorstellung von ‚Sightseeing‘.

„Wir sollten uns bei einem späten Mittagessen in der ‚Kantine der Republik‘ einen ersten Eindruck von der herrschenden Klasse verschaffen. Vielleicht kann ich Ihnen einige der Figuren und Darsteller zeigen, die Akteure der selbstzufriedenen Elite. In diesem Restaurant trifft sich die lokale Prominenz, um gesehen zu werden.“

Auch der Bundestag und wichtige Ministerien liegen in unmittelbarer Nachbarschaft, so dass sich Politiker, Journalisten und Unternehmensvertreter regelmäßig in denselben Restau-

rants und Cafés treffen. In diesem kleinen Stadtviertel sind auch die meisten Lobbyisten der Hauptstadt zu Hause.

Es liegt auf der Hand, dass sie sich bei ihren Treffen gegenseitig eine bestimmte Sicht der Dinge bestätigen und versuchen, Politik nach ihrer Anschauung zu gestalten, Journalisten eingeschlossen. Die überwiegende Mehrheit der Beteiligten wohnt auch in der Nähe. Meist sind es Westdeutsche, die ins ehemalige Ost-Berlin eingewandert sind.

Die Vettern vom Lande haben ihren Provinzialismus mitgebracht. Das sieht man am einfachsten an ihren Zeitungen; sie konzentrieren sich darauf, darüber zu schreiben, was mit ihnen selbst in ihren Ghettos passiert. Der Rest der Stadt ist ihnen egal. Die Berliner, die außerhalb dieser Ghettos leben, werden gedemütigt; sie werden als reaktionär, rückständig und angestaubten Ideen anhängend beschrieben. Es gibt kein freundschaftliches Zusammenleben.“

Das Gebäude der ‚Kantine der Republik‘ war dunkelrosa und hässlich, aber viele andere Gebäude in Berlin sind noch hässlicher, einschließlich der Gebäude links und rechts neben dem Restaurant – grauenvolle, minderwertige Nachkriegsbauten, die lieblos in die Lücken leerstehender Grundstücke gestopft worden waren.

Jemand musste mit einem E-Scooter gekommen sein, den er auf dem Bürgersteig abgestellt hatte.

Zur gleichen Zeit, als wir ankamen, fuhr eine gepanzerte Mercedes-Limousine vor dem Restaurant vor. Ein schlampig gekleideter Mann kletterte vom Rücksitz und betrat das Restaurant. Wir folgten ihm. Drinnen stürzten sich mehrere Journalisten auf den Mann und umringten ihn. Mein Begleiter erzählte mir: „Sie lecken ihm die Stiefel.“

„Wer ist das?“ fragte ich.

„Ein Bundesminister, er leitet das Ministerium zur Rechtfertigung seiner eigenen Existenz, ehemals Amt für umständliche Ausdrucksweise. Es ist eines der neuen Ministerien für Klimafragen.“

„Gibt es mehrere?“

„Ja. Sogar das neue Ministerium für Überfluss hat eine Abteilung, die Regenwasser verwaltet.“

„Wie heißt er?“ fragte ich.

„Alle nennen ihn Professor Sparkler. Das ist Englisch, bedeutet ‚Wunderkerze‘ und ist nicht sein richtiger Name, aber eine perfekte Beschreibung: Er verbrennt langsam und stößt dabei nutzlose Funken aus. Die Leute lieben englische Bezeichnungen, sie strahlen einen gewissen internationalen Duft aus.“

Kürzlich wurde eine englische PR-Broschüre für das Gesundheitsministerium herausgegeben, aber sie schrieben es falsch: nicht Ministry of Health, sondern Ministry of Hells.

Er liebt es, sich fotografieren zu lassen, unansehnlich wie er ist, meist von seinem eigenen Paparazzo, der vom Steuerzahler bezahlt wird, und redet über alles, was ihm in den Sinn kommt, ohne dass es einen Sinn ergibt – und all das wird von den Journalisten, ob links, rechts oder einfach nur Boulevard, begierig aufgesaugt und zusammen mit seinem neuesten Bild veröffentlicht. Er liebt es, sich selbst darzustellen – am liebsten mit starken Behauptungen, die allerdings schnell widerlegt werden.“

Bachmann beobachtete den Minister auf der anderen Seite des Raumes.

„Normalerweise richte ich mich nicht nach Äußerlichkeiten. Ich gebe zu, dass er nicht wie ein Idiot aussieht,“ sagte Bachmann, der ganz in Gedanken versunken schien, als sei es ihm unangenehm. „Aber er ist einer. Jeder im Land kennt ihn. Er hat gerade angekündigt, dass er eine neue Frau braucht. Das scheint endlich einmal eine Aussage zu sein, der man vertrauen kann.“

Ich kannte ihn nicht. Er wirkte abgenutzt, war blass, hohlwangig – leicht gebraucht, aus zweiter Hand. Er sah mitgenommen und unglücklich aus, als ob er mit seinem Leben nicht zurecht käme.

„Er hat ein Diplom in Lithologie, Gesteinskunde, aber ich glaube nicht, dass er einen Stein vom anderen unterscheiden kann.“

Er nennt sich auch einen ‚Präventivheiler‘, der den Cholesterinspiegel in den Augen der Menschen sehen kann. Das hat er bei seinen Abgeordnetenkollegen gemacht und sie damit in den Wahnsinn getrieben, vor allem, als einige Angst bekamen und zu ihren Hausärzten gingen – und herausfanden, dass Sparkler Unsinn erzählt hatte.

Seine Karriere wurde für ihn und von ihm arrangiert. Er wechselte sogar die politische Partei von rechts nach links, um eine maßgeschneiderte Professur zu bekommen.“

„Er hatte ein weiches Ei zum Frühstück,“ sagte ich.

„Woher wissen Sie das?“

„Sehen Sie sich seinen Pullover an: Eigelb. Das sollte er nicht essen. Es erhöht seinen Cholesterinspiegel.“

Mein Begleiter begann zu lachen.

Ich schaute mir die übrigen Gäste an. Unter den im Restaurant versammelten Möchtegern-Promis beeindruckte mich ein Haufen junger Männer, die Sonnenbrillen und umgedrehte Baseballmützen trugen. Wahrscheinlich setzten sie auch zu Hause Sonnenbrillen nicht ab: Das sieht so cool aus.

Es schien nicht gerade der perfekte Ort für einen derartigen Auftritt zu sein, aber keiner der Angestellten wagte es, einen Hinweis darauf zu geben, dass sie ihre Mützen an der Garderobe abgeben sollten.

Einer der Jugendlichen zog seine Gabel aus dem Mund, zeigte mit ihr auf uns und machte eine Bemerkung. Sie muss lustig gewesen sein, denn alle am Tisch lachten.

Wir bestellten Wiener Schnitzel, Kalb, kein Schwein, und Kartoffelsalat. Die Schnitzel kamen sehr schnell. Sie waren wohl direkt aus der Tiefkühltruhe ins kochende Öl geworfen worden und dann auf unseren Tellern gelandet. Das Öl tropfte noch von ihnen. Es war kein besonders gelungenes Mittagessen.

Das Restaurant sah aus wie eine muffige Bahnhofsgaststätte in der Provinz, mit klapprigen Stühlen, schmutzigen Tischen und Vorhängen, deren untere Kanten schwarz vom Schmutz der letzten Jahre waren. Ich stellte fest, dass auch

die Toiletten ihr Alter und die Spuren früherer Benutzer zeigten.

Nach dem Essen bezahlten wir, aber blieben erst einmal sitzen und verdauten. Ich fragte mich, was Bachmann als nächsten Schritt vorschlagen würde.

In einer Ecke saß eine Frau mit einer Gruppe von Männern, die an ihren Lippen hingen. Sie hatte ein grobes, schlecht ge-launtes Gesicht und war apfelförmig. Der Speck der mittleren Jahre hatte sich bei ihr nicht gleichmäßig ausgebreitet, sondern sie hatte um die Mitte herum Fett angesetzt, und das hellblaue Kleid, das sie trug, unterstrich dies noch. Ich fragte mich, wie sie in ihren hochhackigen Schuhen laufen konnte.

„Wer ist sie?“

„Hildelore Meier,“ erklärte Bachmann.

„Und was macht sie?“

„Sie ist eine weitere Ministerin in der Bundesregierung. Sie hat sich ihre Position mit verzweifelter Mühe erkämpft und nun hängt sie mit aller Macht an ihr. Wir nennen ihr Ministerium ‚Selbstbedienungsladen für Korruption in Übersee‘.“

Sie hat nie hinterfragt, ob ein Entwicklungshilfeministerium wirklich sinnvoll und sie für eine solche Aufgabe geeignet ist; sie hat nie im Ausland gelebt, geschweige denn in einem Entwicklungsland; ihre Erfahrungen mit Entwicklungsländern bestanden aus Canapés und Champagner, die ihr von unterwürfigen schwarzen Kellnern in klimatisierten Räumen von Luxushotels bei Besuchen in Afrika serviert wurden, und aus Fototerminen, bei denen sie süße, gut gewaschene, kleine afrikanische Kinder im Arm hielt.

Wie Bachmann es ausdrückte: „Sie hat keinen Verstand, keine Kompetenz, keine Konzentrationsfähigkeit. Sie ist ein Spielball des Quotensystems, fünfzig Prozent männlich, fünfzig Prozent weiblich, eine Alibifrau.“

Sie wurde als Aushängeschild benutzt, um anderen finanziell und politisch Vorteile zu verschaffen und Korruption im eigenen Land und in den ‚Entwicklungsländern‘ zu vertuschen, die sie selbst nicht wahrnahm oder nicht wahrnehmen

wollte. Sie war geblendet vom Glauben an ihre Mission und ihre Bestimmung, die Welt vor dem Bösen zu retten, das ihre Landsleute – nicht sie selbst – den ‚unterentwickelten‘ Ländern angetan hatten.

Sie selbst hatte keine Kinder und behandelte ihre Gesprächspartner entweder kriecherisch oder arrogant, je nachdem, wem sie gegenüberstand. Als Zögling des Funktionärsstaates war sie in einer blendenden Karriere von einer Stelle als Grundschullehrerin über Parteiämter nach oben geglitten und war nun Mitglied des Rundfunkrates der staatlichen Deutschen Welle, Mitglied des Verwaltungsrates der Kreditanstalt für Wiederaufbau und Gouverneurin der Weltbank in Washington.

Sie war eine mittelalterliche Frau, und ich fragte mich, ob sie ihre Wohnung mit einem Pudel teilte.

Bachmann fügte hinzu: „Den meisten deutschen Politikern fehlt es an Sachverstand und Lebenserfahrung. Sie mögen voller Enthusiasmus und beeindruckender Ansichten sein, aber leider verfügen sie teils über keine, teils nur über eine rudimentäre Bildung. Sie sind fehl am Platz.“

Ich sagte: „Wir sollten uns zu dieser Gruppe gesellen.“

„Das können wir nicht machen,“ antwortete er.

„Warum nicht? Dort stehen zwei leere Stühle.“

„Das tut nichts zur Sache. Man macht so etwas nicht.“

Aber als ich hinging, folgte er mir zögernd.

„Haben Sie etwas dagegen, dass wir uns zu Ihnen setzen?“ fragte ich.

Jemand fragte: „Wer sind Sie?“

„Presse,“ sagte ich.

Der Fragesteller nickt.

Wir waren in den Kreis aufgenommen.

Die Frau sprach über mehr Unterstützung für die Menschen in Afghanistan, vor allem für die Frauen. Es herrsche Krieg und die deutsche Regierung habe auf Bitten der USA Truppen entsandt.

„Der Terrorismus wird durch den Drogenhandel finanziert,“ betonte sie.

Der Mann neben mir war gelangweilt und kritzelte am Rand einer Zeitschriftenseite herum. Er drehte sich zu mir und sagte mit leiser Stimme:

„Das ist eine Erleichterung. Ich dachte, wir bezahlen ihn mit unseren Steuern.“

Er überprüfte sein Gekritzel und fügte hinzu:

„Von wegen steigende Unterstützung. Wahrscheinlich kommt zu der wöchentlichen Flugzeugladung Bier und Wein noch französischer Schaumwein hinzu, der für ‚unsere‘ Soldaten eingeflogen wird, die sich in ihren ummauerten Lagern verstecken und im Schatten dösen. Die Grundration ist ein Liter Bier pro Soldat und Tag.“

Er fügte seiner Kritzelfigur riesige Ohren zu.

Die Frau fuhr fort: „Wie unser Verteidigungsminister so wahr sagte ...“

„Verteidigungsminister!“ schnaubte der Mann. „Er dreht abends gerne eine Runde auf seinem Motorrad, am liebsten mit seinen männlichen Freunden; Krieg ist männlich und schön, da kann man sich beweisen – weit weg von den kämpfenden Massen im asiatischen Staub.“

Auch Bachmann war nun ganz Ohr.

Plötzlich kam mir eine Idee.

„Wie geht es Frau Prutz?“ fragte ich meinen Nachbarn auf gut Glück.

Ich bekam eine ausführliche Antwort.

„Ich habe sie schon eine Weile nicht mehr gesehen. Aber ich wette, sie ist morgen auf dem Empfang des BEB. Sie scheint gerne dorthin zu gehen und mit allen zu reden. Wenn ich es mir recht überlege, gehe ich vielleicht auch hin. Der Wein ist in Ordnung und es gibt Tapas. Das ist Abendessen genug für mich, und es ist kostenlos. Werden Sie auch dort sein?“

Ich war verblüfft. Seine Antwort kam für mich vollkommen überraschend. Ich wusste nicht, wie ich darauf reagieren sollte, und mir fiel auch keine Erwiderung ein.

Bachmann rettete mich: „Ja, wir werden da sein,“ und wandte sich an mich: „Ich habe es dir noch nicht gesagt, ich

habe es ganz vergessen. Sie haben heute eine Einladung geschickt, ganz unerwartet.“

Er schaute auf seine Uhr. „Aber lass uns jetzt gehen. Wir haben einen Termin mit dem französischen *chargé d'affaires*.“

Ich nickte meinem Nachbarn zum Abschied zu, wir standen auf und verschwanden.

Draußen auf der Straße fragte mich Bachmann verblüfft:

„Wer ist Frau Prutz?“

„Ich habe keine Ahnung; wenn ich das nur wüsste. Aber, andererseits: Wer ist der französische *chargé d'affaires*?“

„Ein Freund von mir. Er ist Franzose, aber nicht der Geschäftsträger der Botschaft.“

„Also kein französisches Mädchen – ein Junge?“

„Älterer Junge, mein Alter, meine Herkunft, aber ganz anders. Franzose. Er ist im französischen Sektor von Berlin aufgewachsen. Er ist ein guter Geschichtenerzähler. Wir werden ihn im Club der Weisen Männer treffen – dem Clubs der alten Weisen Männer.“

„Gut,“ sagte ich, „aber lassen Sie uns erst einmal das Chaos der letzten fünfzehn Minuten aufräumen.“

Ich erzählte ihm kurz, warum ich in Berlin war, was passiert war und warum ich an Frau Prutz interessiert war. Ich erwähnte mein Mittagessen mit Schall – von dem er bereits wusste – ließ aber die Eskapaden von Sarah Fasell unter den Tisch fallen.

„Wir müssen Schall anrufen. Er kann unsere Einladung zum BEB-Empfang morgen arrangieren. Wir sollten uns gleich darum gleich kümmern.“

Es war ein kurzes Gespräch. Schall versprach, es sofort zu regeln, obwohl er selbst nicht kommen würde. Er erkundigte sich nicht nach unserem Beweggrund, an einem solchen langweiligen Empfang teilzunehmen.

„Und jetzt,“ fragte ich, „was ist der Club der Weisen Männer?“

„Sie werden es sehen.“



## French Connection

On ne parle pas de rats à table!  
Bei Tisch spricht man nicht über Ratten.

Albert Camus. Die Pest I, 3. 1947.

**W**ir nahmen ein Taxi zu einer echten deutschen Brasserie alten Stils, dem Treffpunkt des Clubs der Weisen Männer. Sie war weit entfernt vom Stadtzentrum, oder wie Bachmann erklärte, „weit außerhalb der Grenzen des Stadtgebiets, in dem die Typen der Randgruppenghettos normalerweise leben und sich herumtreiben.“ Man hätte es auch liebevoller ausdrücken können – allerdings gab es weder Liebe noch Gegenliebe. Er beschrieb die Mitglieder des Clubs der Weisen Männer nicht ausführlich, sondern erzählte nur:

„Wir sind vier bis acht Männer im besten Alter, also zwischen fünfzig und siebzig – alles treue Mitglieder. Wir treffen uns einmal im Monat. Ich weiß nicht, wer heute da sein wird. Jedenfalls sind es intelligente Menschen. Und sie alle kennen Berlins Innenleben detailliert seit Jahrzehnten.“

Er fügte hinzu: „Außerdem ist heute mein monatlicher Schnecken-in-Knoblauchbutter-Tag.“

„Nur Männer?“ fragte ich.

„Ja. Es ist schwierig, eine passende Frau für einen solchen Kreis zu finden, oder auch zwei oder drei. Männer, vor allem

Männer in unserem Alter, mögen ihre Bequemlichkeit. Sie mögen es, von einer hoffentlich gut aussehenden Hausangestellten umsorgt zu werden – wenn man sich eine leisten kann. Und natürlich schätzen sie Sex, aber in diesem Alter in Grenzen.

Sie legen jedoch keinen großen Wert auf die Freundschaft mit einer Frau. Sie ziehen es vor, sich mit Männern zu unterhalten. Normalerweise haben Männer die gleiche oder eine ähnliche Wellenlänge.“

Der Raum, in den er mich führte, war holzgetäfelt; der Club tagte an einem Tisch in einer Ecke. Dort saßen bereits zwei Männer, schweigend. Er stellte mich ihnen vor:

„Jean-François LaSalle und Helmut Grast. Jean-François ist ein pensionierter Beamter des französischen Staates, Helmut ein Berliner Staatsanwalt. Vielleicht kommen später noch ein paar Mitglieder dazu.“

Er wandte sich an sie.

„Ich habe heute einen Gast mitgebracht. Seine Wurzeln liegen nicht in Berlin, sondern in Kanada, und er muss – und will – über das Timbre und die Färbung des heutigen Berlins und vielleicht auch des heutigen Deutschlands erleuchtet werden. Er spricht übrigens fließend Deutsch.“

Grast war in Gedanken versunken, er nickte nur zustimmend, aber LaSalle war voller Energie. Er schien sich wohl zu fühlen, auch wenn er einen Haarschnitt gebraucht hätte. Er trug einen maßgeschneiderten Anzug und eine eher konservative Krawatte.

„Ich weiß nicht, ob Sie meinen Namen verstanden haben, er ist französisch.“

Professor Bachmann hat mir gestern mitgeteilt, dass er Sie hierher mitnehmen möchte. Nebenbei: Ich habe noch einige französische Verbindungen und man hat mir gesagt, ich solle Sie von Ihren langjährigen Freunden Dupont und Leblanc grüßen.“

Und wieder einmal schließt sich ein Kreis, dachte ich. Die beiden scheinen eine Menge Freunde in verschiedenen Ländern zu haben. Ich hatte sie vor einiger Zeit kennengelernt;

sie waren ehemalige Offiziere der Fremdenlegion, inzwischen erstklassige und zähe Agenten, meist in ausländischen Einsätzen für einen französischen Geheimdienst.

Ich kratzte mich an der Nase und er grinste zurück. „Überrascht?“

„Ohne Zweifel,“ bestätigte ich.

Aber es war auch ein guter Einstieg und Türöffner.

LaSalle begann zu erzählen. „Lassen Sie mich Ihnen ein wenig über meinen Hintergrund berichten.

Ich wurde 1945 in Paris geboren. 1945 in Paris geboren zu werden, war keine gute Zeit – aber auf jeden Fall besser als drei oder vier Jahre zuvor. Mein Vater war bei der Armee, zunächst in Baden-Baden, der Hauptstadt der französischen Militärregierung in Deutschland, später im französischen Sektor von Berlin. Mein Großvater war auch beim Militär gewesen, ebenso wie die beiden Brüder meines Vaters.

Überspringen wir ein paar Jahre: Spulen wir ein wenig vor. Nach einiger Zeit in Berlin ging ich zur Schule und zur Universität – in Frankreich, aber die meisten meiner Ferien verbrachte ich in Berlin.

Viele Male fuhr ich mit dem Militärzug von Straßburg über Helmstedt an der deutsch-deutschen Grenze, durch die sowjetische Besatzungszone nach Potsdam und dann nach West-Berlin zu unserem Bahnhof, dem *Gare Française de Tegel*. Dieser Zug fuhr dreimal pro Woche, und ich saß gern am Fenster und beobachtete die Landschaft, die West- und Ostdeutschen und die Russen, die die Ostdeutschen überwachten.

Ich war auch beim Militär, aber nach einer Weile wurde ich Zivilist und arbeitete für die nationale Sicherheit, vor allem weil ich Deutsch ohne französischen Akzent sprach.“

„Mit anderen Worten, Sie waren ein Spion,“ sagte ich.

„Nun, sagen wir es so: Ich habe für das öffentliche Wohl Frankreichs gearbeitet.“

Ich wurde Kulturreferent, stationiert im *Maison de France* am Kurfürstendamm, dem französischen Kulturzentrum in Berlin.“

Diesmal grinste ich und er kratzte sich an der Nase.

„Sie meinen doch nicht etwa, dass die Franzosen die Kultur zum Spionieren missbrauchen? Was ist mit der so geschätzten französischen Zivilisation?“

Er ertrug diese Bemerkung mit Bravour und begann eine ausführliche Erklärung:

„Nach dem Zweiten Weltkrieg wussten die Briten und erst recht die Franzosen nicht, was sie mit dem Sieg anfangen sollten – im Grunde hatten sie den Krieg verloren und schlichen sich nun als Mitgewinner durch die Hintertür ein. Die Amerikaner und die Sowjets waren die Sieger.

Die Amerikaner hatten den Krieg nicht gewonnen, um das britische Imperium oder das französische *savoir-vivre* zu retten. Sie haben den Krieg gewonnen, um ihren Wirtschaftsraum zu vergrößern. Sowohl die Amerikaner als auch die Russen wussten, was sie als Belohnung wollten – Geld, Geschäfte und größere Imperien. Die Briten wurden als die Nummer drei unter den Siegern angesehen. Frankreich wurde erst spät in den Kreis der Siegermächte aufgenommen.

Natürlich waren es nicht unsere eigenen militärischen Verdienste, sondern es war im Interesse Großbritanniens, der zu unserer Beteiligung an der Kontrolle Deutschlands führte. Wir mussten bald feststellen, dass die Berliner dazu neigten, uns als die armen Verwandten der großen Drei zu betrachten.

Andererseits haben wir uns mit unseren kulturellen Initiativen Verdienste erworben. Wir wollten mit der Kultur das Bewusstsein für die abendländischen Traditionen schärfen, die es in Deutschland und Frankreich in gleichem Maße gab.“

Das hätte man glücklicher formulieren können, obwohl es wohl eher der Wahrheit entsprach. Es muss ihm weh getan haben, dies zuzugeben.

In der Zwischenzeit hatte Bachmann seine Schnecken bekommen, alle anderen hatten das Tagesgericht bestellt. Grast, der Staatsanwalt, trank roten Tischwein; eine Karaffe war bereits leer. Es hatte ihn nicht aufgemuntert. Wir aßen schweigend.

Dann nahm LaSalle seine Erklärungen wieder auf.

„Aber Sie wollen wissen, was heute in Berlin passiert, nach der Wiedervereinigung. Hier in Berlin wird ein Stück aufgeführt, von dem ich nicht weiß, ob es eine Komödie oder eine Tragödie ist.

*Maintenant, nous sommes entre deux ailleurs* – wir sind zwischen zwei Welten. Viele von uns sind es.“

Er konnte nicht fortfahren, denn nach diesem Satz begann Grast zu schluchzen und zu weinen, nicht hysterisch oder laut; er verbarg keinen Zorn mit seinen Tränen. Er schämte sich zu weinen, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und schluchzte leise. Sein Gesichtsausdruck war wie der eines verzweifelten Kindes.

Es war, als hätte er gerade festgestellt, dass er in dieser Welt allein gelassen worden war.

Bachmann saß neben ihm und nahm seine Hand. Grast entspannte sich ein wenig.

„Geht es Ihnen gut?“ fragte Bachmann.

„Nein,“ schniefte Grast, „mir geht es nicht gut. Ich bin ratlos.“

Er fing wieder an zu schluchzen, sein Körper wurde von der Wucht der trockenen Schluchzer geschüttelt. Und dann begann er zu reden.

„Ich darf nicht mehr tun, was ich tun sollte. Ich sollte diejenigen vor Gericht bringen, die das Gesetz brechen, die die Verfassung verletzen – und diejenigen schützen, die zu Unrecht verdächtigt werden. Staatsanwälte sollten unabhängig handeln können, und die Weisungsbefugnis der Regierung sollte zumindest begrenzt sein und von einem Richter überprüft werden.

Vor einiger Zeit wurde mir gesagt, dass ich die Anweisungen meines Vorgesetzten und der verantwortlichen Politiker genau befolgen muss. Sie entscheiden, was richtig und was falsch ist. Mir wurde gesagt, dass eine Missachtung Konsequenzen haben würde. Ich habe mir nie Gedanken darüber gemacht, dass ich in meinem Beruf zu unethische Handlungen

gen gedrängt werden könnte. Das hat sich geändert. Ich erspare Ihnen die juristischen Formalitäten. Was zählt, ist das Ergebnis. Es ist schrecklich. Dies ist eine grundlegende Frage der Prinzipien der Rechtsstaatlichkeit und des Vertrauens der Bürger in das Gesetz. Sie können ihm nicht mehr vertrauen.“

Ich unterbrach ihn leise:

„Sind das politische Angelegenheiten?“

„Nein, ich habe mit dem organisierten Verbrechen zu tun, der Mafia, den Clans. Alle diese Leute stecken unter einer Decke. Sie haben keine Angst vor dem Rechtsstaat.“

Er zuckt resigniert mit den Schultern. Es entstand eine Pause. Er versuchte, seine Worte mit flatternden Handbewegungen zu untermauern. Dann kam es mit einem Ruck heraus.

Er zog eine Zeitung aus der Tasche seines Jacketts.

„Heute las ich in der kommunistischen Zeitung die Aussage eines grün-roten Politikers: ‚Wir haben einen großen Erfolg erzielt. Wir haben die gesamte Führung fast aller Berliner Sicherheitsbehörden ausgetauscht und ein paar richtig gute Leute reingeholt. Bei der Feuerwehr, bei der Polizei, bei der Staatsanwaltschaft und auch im Amt für Staatssicherheit, dem Geheimdienst. Ich hoffe sehr, dass sich das in der Zukunft bemerkbar machen wird.‘“

Es folgte entsetztes Schweigen.

Eine Minute lang, vielleicht auch zwei, sagte keiner von uns ein Wort.

Dann sagte ich: „Das kann doch nicht wahr sein – es zu tun und damit in einer Zeitung zu prahlen?“

Er biss sich auf die Lippe, starrte mich an und sagte düster.

„Es ist wahr, ich denke mir das nicht aus.“

„Ich will nicht grob sein,“ sagte ich ihm.

„Es ist wahr,“ wiederholte er. „Ich habe ein Gespür für Menschen, und dieser Mann bedeutet Gefahr. Glauben Sie mir.“

„Woher wissen Sie das?“ fragte ich hartnäckig.

Er wusste, wovon er sprach, aber er wollte eine Minute zum Nachdenken. Er bewegte die leere Rotweinkaraffe auf dem Tisch, links-rechts, rechts-links.

„Ich weiß ... ich bin schon einmal mit ihm in Berührung gekommen. Sie ersetzen jede offene Stelle mit ihren Leuten.“

„Und man muss sich mit dem Wind biegen.“

Grast nickte.

„Wir haben sowieso nichts zu sagen. Es interessiert sie nicht, was wir denken.“

Nach einer Weile nahm Bachmann sein Glas in die Hand und leerte es in einem Schluck.

„Ich war in meinem Leben immer ein Optimist. Ich weiß, eine schlechte Definition von Optimist ist jemand, der nicht genug weiß. Vielleicht ist das richtig.“

Wenn ich mir die deutsche Geschichte der letzten hundert Jahre anschau, dann weiß ich nicht, ob ich mehr Angst vor Verbrechern oder vor den Politikern und ihren Fangarmen haben soll.“

Grast griff das Thema auf.

„Es ist schlimmer, wenn beide zusammenarbeiten, Politiker und die Unterwelt – und das tun sie. Ich darf nicht über meine Arbeit sprechen, aber ich mache es trotzdem.“

Das Gespräch mit uns scheint ihn zu beruhigen.

„Vor einigen Tagen musste ich eine Frau verhören, die Drohungen erhalten hatte, eine Politikerin. Sie hatte ihre Wohnung verlassen und sich anderswo versteckt, nachdem sie aggressive Graffiti im Flur zu ihrer Wohnung gefunden hatte.“

Ich fragte sie, wer hinter den Drohungen stecken könnte, aber sie wich dem Thema aus. Sie verhielt sich so, als wäre ich ein Journalist einer ihr nicht genehmen Zeitung.

Es handelt sich um Manuela Liebstöckel, eine Bezirksbürgermeisterin im Zentrum von Berlin. Früher hieß sie Hartmann, aber da sie lesbisch ist, fand sie ihren Nachnamen unpassend. Die Dynamik unter Frauen ist anders. Sie heißt jetzt Liebstöckel – wie das Kraut.

Sie ist Mitglied der grünen Umweltpartei und regiert ihren Stadtbezirk gemeinsam mit der ehemaligen kommunistischen Partei, aber über Umweltschutz hat sie nicht viel gesagt.

„Wenn ich Bilanz ziehe,“ sagte sie mir, „möchte ich mich auf die Erfolge beschränken, die zum großen Teil auf meine

Initiative zurückzuführen sind und ohne mein Engagement nicht zustande gekommen wären.’

Sie hat jedoch nicht über ihre Erfolge berichtet. Trotz meiner freundlichen und, wie ich hoffte, ermutigenden Annäherungsversuche konnte ich sie nicht aus ihrem Schneckenhaus locken.

Eine Reihe von Fragen ignorierte sie einfach.

Ich bekam keine Antwort: Vor wem ist sie weggelaufen? Warum hat sie nicht die Polizei und ihre politischen Freunde angerufen? Warum musste ich gehen und versuchen, es herauszufinden?

Also änderte ich das Tempo. In den letzten Wochen lauteten die Schlagzeilen der Zeitungen: ‚Drogendealer bietet 11-jährigem Mädchen Drogen an; Drogendealer belästigen Mutter mit Kinderwagen; Frauen, die in der Gegend des Stadtparks wohnen, trauen sich nachts nicht mehr aus dem Haus; Ladenbesitzer tötet Drogendealer in Notwehr.’

Ich fragte: ‚Was halten Sie von den Schlagzeilen?’

Sie saß hinter ihrem Schreibtisch und blickte nicht auf. Ihre Antwort klang so, als hätte sie eine solche Frage erwartet – und die Antwort vorbereitet. Als hätte sie sie auswendig gelernt, sagte sie:

‚Ob Grünflächen oder Plätze und Straßen – an vielen Orten unseres Stadtteils treffen sich die unterschiedlichsten Gruppen. Alle haben ihre spezifischen Bedürfnisse: Touristen und Partygänger treffen auf Anwohner, Obdachlose auf Geschäftsleute, Kinder und Jugendliche auf Drogenabhängige und Dealer. Es bedarf ständiger Anstrengungen, damit alle Menschen den öffentlichen Raum gleichermaßen nutzen können. Was mir wirklich leid tut, sind die freilaufenden Hunde, die in den Parks menschliche Fäkalien von Drogensüchtigen fressen und dadurch high werden. Die Stadt ist vielfältig, und das muss auch so bleiben. Ich setze mich sehr für soziale Gerechtigkeit ein.’

Sie versuchte, mich zum Narren zu halten.

Ich wollte noch einmal genauer nachfragen, als sie auf ihre Uhr schaute und mich unterbrach. Sie sagte mir, dass sie ei-

nen anderen Termin habe, und: „Ja, danke, dass Sie mich aufgesucht haben.“

Sie verabschiedete sich von mir, stand auf und begleitete mich zur Tür.

Im Grunde hat sie mich hinausgeworfen. Sie hatte Angst vor jemandem, aber sie hatte noch mehr Angst zu sagen, wer es war. Man schickt einen Staatsanwalt nicht wie eine Putzfrau weg, selbst wenn man der Bürgermeister eines Bezirks ist.

Ich wette, sie ging auf die Toilette und kam mit laufender Nase zurück und glaubte, niemand hätte es bemerkt.

Die grüne Umweltpartei, die in diesem Teil der Stadt an der Macht ist, betrachtet die Dealer als Teil der lokalen Folklore und hat es keineswegs geschafft, die Kriminalität dort zu verringern. Im Gegenteil: Der Drogenhandel und die damit verbundene Kriminalität haben zugenommen. Schlimmer noch, die Dealer werden als gleichberechtigte Nutzer des Stadtparks bezeichnet.

Diese Politiker glauben, sie stünden außerhalb der Gesetze, selbst derer, die sie selbst geschaffen haben. Sie sollten vor Gericht gestellt und bestraft werden. Aber das geschieht natürlich nicht. Ihre Gesinnungsgenossen und die öffentliche Medienmeinung lassen das nicht zu; fast alle Medien sind politisch unterwandert und schützen diese Leute. Politiker, Journalisten und so weiter: Sie sind Leisetreter, die Eiertänze aufführen.

Übrigens, so wie es mir geht, geht es auch den Richtern; viele von ihnen fällen ihre Urteile auf Anweisung von oben.“

Mit einer wütenden Geste versuchte er, die Realität zu verscheuchen. Er nahm sein Weinglas, aber es war leer. Dann verschränkte er die Arme.

„Ich habe Ihnen gesagt, was Sache ist. Jetzt sagen Sie mir, was ich tun soll – oder nicht tun soll.“

LaSalle bemühte sich um eine Antwort, aber er traf zunächst nicht den richtigen Ton.

„Wissen Sie,“ sagte er, „es gibt hier nicht nur eine einzige Ursache, es gibt mehrere – vielschichtige.“

Er hielt inne und beobachtete Grast, der seinen Worten nachging und verzweifelt nach Substanz suchte.

Grast brauchte Unterstützung und Loyalität. LaSalle versuchte es noch einmal.

„Es tut mir leid. Es ist sehr schwer, das zu verdauen und eine Lösung zu finden. Aber Sie sollten sich nicht in Ihre einsame Welt zurückziehen – eine schwarze einsame Welt, in die niemand sonst folgen kann. Man muss zynisch und offen werden.“

Grast ballte und löste seine Faust.

Er fragte verblüfft: „Zynisch werden?“

„Ja, es ist Zynismus, den man entwickeln sollte – um zu überleben. Zynismus ist eine alte Art, sich zu besänftigen. Und die Neugierde, zu wissen, was noch kommen wird. Man sollte mehr träumen. Die Realität in unserer Zeit ist nicht etwas, dem man entgegentreten muss.“

Sie müssen Ihre persönliche Zukunft und die Sicherheit Ihrer Familie über alles stellen. Bleiben Sie nach außen hin ein vorbildlicher Bürger, schaffen Sie sich keine unnötigen Feinde und machen Sie sich nicht zu einem leichten Ziel. Befolgen Sie die Gesetze und Vorschriften – und davon gibt es Tausende, im Grunde nach Ihrer freien Wahl. Wählen Sie, was Ihnen passt.“

Grast war sich nicht sicher; er war nicht leicht zu überreden. Er sagte mit fast unhörbarer Stimme:

„Sie wissen nicht, wie das System funktioniert. Schon auf der Straße drehen sich die Leute nach mir um und tuscheln miteinander. Sie glauben, dass ich Verbrecher schütze.“

LaSalle versuchte, Grast zu ermutigen.

„Glauben Sie mir: Ja, ich weiß, wie ihr System funktioniert. Viele Menschen in dieser Stadt haben schnell gelernt, mit dem Strom zu schwimmen.“

Er lehnte sich zurück.

„Ich habe mich damit eingehend beschäftigt. Ich weiß noch, was in Frankreich nach 1944 geschah. Das war das Jahr, in dem die Amerikaner Frankreich befreiten und die deutschen Besatzer nach Hause schickten.“

Wir haben das Gleiche durchgemacht, was meiner Meinung nach heute in Deutschland geschieht. Die Vorgehensweisen wurden in Russland gestrickt, damals die Sowjetunion. Stalins Kommunisten hatten einen detaillierten Leitfaden, wie man ein Land übernehmen kann. Er wollte, dass die französischen Kommunisten in Frankreich an die Macht kommen. Wie die Nazis versprachen auch die Kommunisten den Himmel – und schufen die Hölle, wo immer sie an die Macht kamen. Dazu bedienten sie sich einer zweigleisigen Taktik. Einer der ersten Schritte war die Umbenennung von Straßen und U-Bahnhöfen nach ihren ‚Helden‘, damit die Menschen jeden Tag mit den Erfolgen der Kommunisten konfrontiert wurden – und um das tägliche Leben der Menschen durcheinander zu bringen.

Das vielleicht berühmteste Beispiel ereignete sich im Jahr 1946. Ein Abschnitt eines Pariser Boulevards wurde zu Ehren des sowjetischen Sieges in der Schlacht von Stalingrad in ‚Place de Stalingrad‘ umbenannt und gleichzeitig die Metrostation an diesem Platz in ‚Stalingrad‘. Sie existiert heute noch.“

Bachmann warf ein: „In Berlin benennt man Plätze neu, um kurzzeitige Weggefährten und Geliebte in den Himmel zu heben.“

LaSalle fuhr mit seinem Vortrag für Grast fort, den er nicht verängstigen wollte – und für mich: „Auf der anderen Seite stärkte und festigte die Partei ihre Position, indem sie so viele ihrer Mitglieder wie möglich in einflussreichen Positionen in der öffentlichen Verwaltung und in Handel und Industrie unterbrachte.

Dann die Demonstrationen: Die Menschen gingen auf die Straße, um mehr oder weniger jedes Anliegen der kommunistischen Partei oder verwandter Organisationen zu unterstützen, und brachten ihre ganze Familie mit, einschließlich kleiner Kinder. Diese Kundgebungen wurden zu geselligen Veranstaltungen.

Gleichzeitig veränderten sie Begriffe und Wörter der Sprache. In den Zeitungen und Zeitschriften schlich sich eine

„freiwillige“ Zensur ein. Die gleiche zweigleisige Politik kann man heute in Berlin – und in ganz Deutschland – beobachten.

„Was uns dient, ist wahr. Der Zweck heiligt die Mittel.“ Sie lieben es, anderen Menschen Ideen in den Kopf zu setzen, um sich dann mit katzenhafter Gelassenheit zusammenzurollen und jede Schuld an den Folgen abzulehnen.

Das nächste ist der Versuch, die Bevölkerung durch willkürliche Strafen und öffentlichkeitswirksame Schauprozesse einzuschüchtern.

Niemand scheint etwas dagegen zu haben; ich vermute, dass die meisten Leute gar nicht wissen oder sich nicht darum kümmern, was passiert – oder sie haben schon lange den Überblick verloren, was vor sich geht. Den meisten ist es egal, solange sie zwei- oder dreimal im Jahr Urlaub machen können – Mallorca, ich komme.“

„Und was ist mit den Medien?“ fragte ich. „Es gibt doch eine freie Presse, und Zensur ist gesetzlich verboten, oder?“

„Diese Frage führt uns zurück in die 1970er und 1980er Jahre. Die deutschen Fernsehprogramme sind ein gutes Beispiel dafür, was passiert ist. Damals fand eine Umstellung statt, die Trennung zwischen Information und Unterhaltung wurde unscharf. Vorher gab es Nachrichten und Dokumentationen; sie wurden nach und nach durch Magazinsendungen ersetzt. Selbst die Nachrichten wurden wie eine Show präsentiert.

Medien, ob Fernsehen, Internet, Radio oder Zeitungen, bilden nicht die Realität ab, sie sind nicht lebensnah. Sie sind eine mächtige Kraft, sie haben Macht, sie haben Einfluss – aber man kann dem, was man hört und sieht, nicht trauen. Die Menschen, die dahinter stehen, wählen Informationen aus, halten andere zurück oder verzerren sie, manchmal absichtlich, manchmal, weil sie es selbst nicht besser wissen.

Der Stil von Zeitungen und gedruckten Nachrichtenmagazinen folgte, und heute haben wir diese Explosion des Internets, der Computer, der Smartphones – die perfekte Möglichkeit, gefilterte oder erfundene Nachrichten oder Informatio-

nen zu verbreiten. Die Medienlandschaft ist flach, gleichgeschaltet und konformistisch. Es gibt keine staatliche Zensur, aber eine Art Gedankenkontrolle. Wir haben eine zunehmend analphabetische Gesellschaft, die in die Massenmedien vernarrt ist.

Heute gibt es eine ganze Generation von jungen Journalisten, die wissen, dass sie lernen müssen, so zu tun, als ob sie bestimmte Dinge nicht sehen. Sonst machen sie keine Karriere. Sie sind dressiert. Die Mehrheit der Journalisten marschiert im Gleichschritt mit den anderen in dieselbe Richtung – sie sind sehr anschiemig und willige Werkzeuge.

Man kann sich winden und winden, aber man ist am Haken.

Nach dem Krieg unterschieden wir die Kollaborateure in zwei weitere Gruppen: Es gab den *promoteur ardent*, den glühenden Unterstützer, und den *comparse simple*, den einfachen Statisten.“

Ich hörte mir die Lektion an, die ich erhielt. LaSalle schloss mit einer Schlussbemerkung, die wahrscheinlich speziell an mich gerichtet war:

„Die militante linksextremistische Szene ist extrem professionell, wenn es um verdeckte Aktivitäten geht. Ihr Problem ist, dass sie glauben, sie seien eine geschlossene Gruppe, die sich solidarisch zeigt. Man darf nie vergessen: Macht zieht die Bestechlichen und Erpressbaren an.

Übrigens arbeiten eine Reihe von Zeitungsjournalisten für die Amerikaner und andere, auch für europäische und nahöstliche Geheimdienste.“

„Sie schreiben also, was die Amerikaner wollen?“ fragte ich.

„Nein. Aber die Amerikaner und die anderen wissen, wer was schreibt und wer die Hintergrundinformationen liefert. Sie liefern zusätzliche Hintergrundinformationen. Haben Sie noch nie zwei verschiedene Zeitungen gelesen und festgestellt, dass sich die Artikel widersprechen?“

Ich dachte nach.

„Kennt sie nicht jeder? Und weiß, wer sie sind?“

„Nein. Nur ein paar Leute im Hinterzimmer.“

„Wie Sie.“

„Wie ich,“ grinste er.

„Vergessen Sie nicht, dass die Amerikaner immer noch sehr einflussreich in Deutschland sind – sie haben riesige Militärbasen im Land, die sie selbst kontrollieren, wie Kolonien. Deutsche haben keinen Zutritt.“

„Aber die Franzosen haben das nicht,“ fügte ich hinzu.

„Das brauchen sie auch nicht, schließlich sind sie die Nachbarn. Sie beobachten, was auf der anderen Seite des Zauns passiert.“

„Und von innen.“

„In der Tat. Und von innen. Ganz leise. Nicht so offensichtlich wie andere. Ich bin nur ein Beobachter im Schatten.“

Nach diesem Treffen dachte ich, dass dieser kleine Club älterer Herren Fühler hatte, die überall hinreichten, und dass sie diese Treffen nicht nur arrangierten, um gut zu essen und sich zu amüsieren, sondern auch um Klatsch und Tratsch auszutauschen – zum Vorteil aller im Club.

Ich schlief in dieser Nacht nicht gut; und es war nicht die Ungewissheit über Bettwanzen, die mich wach hielt. Ich wachte auf und drehte mich um, links, rechts ... das war zu viel, um es zu verdauen ... alle meine Muskeln waren angespannt – und ich dachte, was man mir in der Schule beigebracht hatte: *„Audiatur et altera pars“* – Möge auch die andere Seite gehört werden.

Woher weiß ich, dass sie mir nicht die größten Verallgemeinerungen und parteiischen Unwahrheiten erzählen? Wessen Perspektive ist es? Ist sie wahr?

Diese Gedanken wanderten durch mein verschlafenes Gehirn, ließen sich in einer Ecke nieder und blieben dort. Gelegentlich tauchten sie wieder auf, um mich an sich zu erinnern.

Dann kam mir eine Idee und ich schlief endlich ein.



## Schulunwesen

Die beiden gegnerischen Parteien, die socialistische und die nationale ... sind einander würdig: Neid und Faulheit sind die bewegenden Mächte in ihnen beiden.

Friedrich Nietzsche I, Aph. 480

**E**in Spaziergang durch die Stadt: Ich mag es, durch fremde Städte zu schlendern, innezuhalten, zu riechen, zu schauen. Ich jage nicht nach Sehenswürdigkeiten oder Attraktionen. Jeder Ort ist sehenswert. Aber heute hatte ich eine Aufgabe, die ich mir selbst ausgesucht hatte.

Ich hatte mich in einen Journalisten verwandelt. Journalisten ... man muss lange und gründlich recherchieren, überprüfen und nochmals nachprüfen ... dann und nur dann schreibt man. Man kann Journalismus an einer Universität studieren, die Theorie. Aber das ist weit weg von der Realität.

Ich bin kein echter Journalist. Aber ich wollte kontrollieren, was ich am Vortag erfahren hatte. Ich wollte die Meinung eines unabhängigen Zeugen hören. Deshalb stand ich in einer belebten Einkaufsstraße.

Die Frau war offensichtlich nicht in Eile. Ich ging auf sie zu und fragte: „Darf ich mich vorstellen? Mein Name ist Kowalski, Stanley Kowalski. Ich arbeite für das Meinungsforschungsinstitut Bodensee. Vielleicht können Sie mir helfen.“

Ihre Augen leuchteten auf und sie lächelte. Sie war wichtig. Jemand wollte ihre Meinung wissen. Ich holte einen Stift aus meiner Tasche, öffnete meine Schreibmappe und begann, Notizen zu machen. Die Notizen waren nutzlos, meine Fragen auch.

Sie gehörte zu den Leuten, die den Zugang zu einer Unfallstelle blockieren und darauf warten, dass etwas Interessanteres als ihr eigenes Leben passiert.

Ich war auf der Suche nach jemand anderem. Es war eine Zufallssuche.

Endlich traf ich jemanden, der mir nützlich war – einen Mann mittleren Alters. Er sah mich an und ließ seinen Blick über mein Gesicht gleiten.

„Stanley Kowalski? Ah ja, ich verstehe. Sind Sie Amerikaner?“

„Warum?“ fragte ich.

„Sie sehen nicht aus wie Marlon Brando, der Schauspieler, der Stanley Kowalski im Film ‚Endstation Sehnsucht‘ gespielt hat.“

„*Touché*“, sagte ich. „Ich teile auch nicht Kowalskis Charakter – ganz und gar nicht. Brando hat die Figur auch verabscheut. Sie sind die erste Person nach vielen, die den Namen bemerkt und kennt. Ich nehme an, Sie haben an der Universität Theaterwissenschaften studiert.“

„Nein. Ich war auf einer guten Schule. Damals. Als es noch gute Schulen in Berlin gab.“

„Wann war das?“

„Vor vierzig, fünfzig Jahren. Vielleicht dreißig.“

„Und jetzt?“

Er sah mich wieder an.

„Warum fragen Sie das? Für wen arbeiten Sie?“

„Für eine kanadische Zeitung. Ich schreibe eine Artikelserie über das Bildungssystem und die Bildungspolitik in Berlin und dem Rest von Deutschland. Zumindest versuche ich, einen solchen Artikel zu schreiben. Aber ich finde es schwierig, verlässliche Informationen zu finden – keine politischen Träume oder Ausreden.“

Der Mann schien mir zuzustimmen.

„Nicht für das Meinungsforschungsinstitut Bodensee? Der Name hat mir gefallen.“

Er hielt inne, zögerte und traf eine Entscheidung:

„Ich kann Ihnen Fakten liefern – und Meinungen. Aber nicht hier auf der Straße.“ Wir gingen in ein kleines Restaurant. Er war Schullehrer, Sprachen.

„Kaffee oder ein Glas Wein?“ bot ich an.

„Tee.“ sagte er. Das war mir auch recht.

„Sie sind Kanadier,“ begann er. „Ich war schon einmal in Kanada – auf einer Lehrerkonferenz. Ich mochte das Land, es ist wunderschön, und Ihre Landsleute waren sehr aufgeschlossen. Sie scheinen gut ausgebildet zu sein, zumindest diejenigen, die ich an der Ostküste getroffen habe. Natürlich sind die Lehrpläne an den Schulen anders, ebenso wie die Inhalte dessen, was gelehrt wird und wie es gelehrt wird. Das ist der britische Hintergrund. Dennoch hatten die Leute, mit denen ich gesprochen habe, ein ordentliches Grundwissen – und wussten, wo Deutschland liegt.“

Das Land und seine Schulen scheinen gut geführt zu sein. Vielleicht hat es sich geändert, seit ich dort war; Sie können das besser beurteilen als ich.

Viele Menschen hier mögen die Dinge gerne einfach. Sie lieben leichte Lösungen. Und sie sind faul geworden und können nicht einmal mit einem bisschen Druck umgehen.

Die heutigen Eltern haben nie gelernt, ihre Kinder zu erziehen. Es ist ein wenig wie bei der Hundeerziehung – Zuckerbrot und Peitsche, allerdings ohne Zuckerbrot und Peitsche.

Die Kinder von heute tun, was sie wollen, und sie benehmen sich nicht; sie integrieren sich nicht; sie akzeptieren die Autorität der Lehrer nicht. Sie spielen mit ihren Smartphones. Nach vier Jahren Schule können sie weder richtig lesen noch schreiben.

Das Ergebnis ist eine selbstgefällige, weinerliche, arrogante, intolerante und lebensuntüchtige neue Generation.

Die Lehrer werden beschuldigt. Aber die Eltern sind schuld – und die immer größer werdenden Schulverwaltungen und

die Politiker. Sie tragen die Verantwortung. Und wer wird heute Politiker? Es ist eine negative Auslese von Menschen.“

Er schüttelte den Kopf und machte leise Klickgeräusche des Unmuts mit der Zunge.

„Ich würde mir wünschen, dass wir es schaffen, alle Schüler soweit auszubilden, dass sie ein eigenständiges Leben führen können. Aber weder sie, noch ihre Eltern und in vielen Fällen auch nicht ihre Großeltern haben die notwendigen Grundlagen zum Überleben erworben.

Das ist das Ergebnis: Man darf das nicht zu laut sagen, aber es gibt viele Menschen in diesem Land, die menschlicher Abschaum sind, der teilweise zum Bösen mutiert.

Niemand hat in der Schule die wichtigen Themen gelernt, die notwendig sind, um zu denken, um kritisch zu sein, um zu vergleichen. Diese Themen hätten gelehrt werden müssen. Aber es wird ihnen unnützes Zeug beigebracht. Lesen, schreiben, rechnen? Vergiss es. Sie werden von einer anderen Welt verführt ... Smartphones, soziale Netzwerke, Spiele. Jetzt sind sie verloren. Unwissenheit ist nicht wirklich ein Segen.

„Glauben Sie, dass der Groschen endlich fällt?“ fragte ich.

„Nein – oder erst, wenn es zu spät ist. Heute schon schicken sie eine Reihe wohlmeinender Menschen, um mit uns darüber zu sprechen, nicht mit den Schülern oder ihren Eltern ... Psychologen, Sozialarbeiter, kleine Politiker, die versuchen, uns zu einem Kompromiss zu überreden.“

Er änderte die Zielgruppe, nicht mehr Lehrer, nicht mehr Schüler – sondern einige von denen, die die Schule verlassen haben und eine gute Schulbildung hätten bekommen sollen.

„Sehen Sie sich die Journalisten an. Früher konnte man als Volontär in die Redaktion einer Zeitung einsteigen, weil man eine solide allgemeine Basis hatte. Heute fehlen diese Grundlagen, im Lesen, im Schreiben, in der Geografie, in der Geschichte, im einfachen Verstehen eines Textes.

Sie sind nicht in der Lage, Entwicklungen und Situationen zu beurteilen. Man kann beobachten, wie sie im Leben langsam, aber sicher scheitern. Eine gute Allgemeinbildung ist heute eine geschätzte Rarität.

Dennoch gibt es ein paar Klügere, die sich anpassen und weitermachen. Sie werden die anderen zu ihren Sklaven machen.

Manchmal frage ich mich, ob die Menschen, die hinter dieser Katastrophe stecken, das Ziel verfolgen, eine neue ausbeutbare Unterschicht zu schaffen.“

Während er dies sagte, veränderte sich seine Stimme. Er zischte leise.

„Aber das widerspräche doch dem politischen Konzept der Leute, die für diese Veränderungen verantwortlich sind,“ warf ich ein.

Er zuckte mit den Schultern.

„Ich weiß es nicht. Die Freude an der Zerstörung eines soliden und funktionierenden Schulsystems ist einfach unbegreiflich. Selbst die Schulgebäude sind baufällig. In Teilen der Stadt ist es so schlimm, dass die Schüler die Schultoiletten nicht benutzen können, sie sind kaputt und zu schmutzig.

Vor einiger Zeit sagte eine Politikerin in einem Interview mit einer kleinen Zeitschrift, dass eine gute Allgemeinbildung immer unwichtiger werde; entscheidend sei, dass man sehr selbstbewusst auftrete. Sie behauptete, dass der ideologisch gewollte Verlust von Allgemeinwissen mit dem allgemeinen Bedeutungsverlust der gebildeten Schichten einhergehe, wobei nur Kinder der oberen Mittelschicht ein intensives Verhältnis zu Kunst und Musik entwickeln – was aus meiner Sicht ein wichtiger Teil der schulischen Ausbildung sein sollte.“

Er schaute mich an.

„Die herrschende Kaste will die Menschen verdummen.“

Ich glaubte das nicht und sagte zu ihm: „Das klingt wie eine der vielen Verschwörungstheorien, die in Umlauf gebracht werden. Das ist keine Tatsache, das ist das Leben in einer Fantasiewelt.“

Ich gebe zu, das war ein ziemlich brutaler Einwand. Ich bemerkte, dass er mich mit einem leicht kritischen Blick anschaute. Sofort spielte er den Ball zurück.

„Ich habe ein wunderbares Beispiel für Sie.

Ein Kollege meiner Frau kommt in ein Amt, um einen Termin zu vereinbaren. Die Frau am Schalter sagt: ‚Kein Problem. Das ist ganz einfach, wir verschlanken die Verwaltung, aber Sie müssen es telefonisch machen,‘ und gibt dem Antragsteller eine Telefonnummer.

Sofort tippt der Mann die Nummer in sein Mobiltelefon und ruft an. Zur gleichen Zeit klingelt das Telefon der Büroangestellten, die vor ihm sitzt, und sie ist beschäftigt.

Der Kollege meiner Frau bekommt sofort eine Antwort.

‚Kann ich nächsten Montag einen Termin bekommen?‘

‚Ja. Kein Problem. Um elf.‘

Er legt sein Telefon weg und will sich von der Beamtin verabschieden. Da merkt er, dass diese Frau diejenige war, mit der er telefonierte hatte.

So weit zum Bürokratieabbau.“

Ich wollte mich bei ihm bedanken, gehen und irgendwo zu Mittag essen, aber jetzt legte er richtig los.

„Wissen Sie, diese Leute sind oder werden durch die seltsamen Anweisungen, die sie erhalten, geistesschwach und befolgen sie buchstabengetreu; sie sind oder geben sich faul und aufmüpfig.

Kürzlich haben meine Frau und ich versucht, bei der zuständigen Behörde einen Reisepass für unsere Tochter zu beantragen. Unsere Tochter ist noch nicht sechzehn, deshalb mussten wir sie begleiten. Sie wollte in die USA fliegen. Also musste sie ihren ersten Reisepass beantragen, natürlich mit Mama und Papa, sonst klappt es nicht, natürlich mit Geburtsurkunde und Passfotos, speziell und besonders sorgfältig nach den neuesten Richtlinien von einem befreundeten Fotografen angefertigt, der seit vielen Jahren Meister bei der Bundesdruckerei ist – zuständig für Ausweise.“

Er hielt inne und versuchte, etwas zu erklären.

„Erinnern Sie sich an die alten schwarzen Schallplatten und die alten Plattenspieler?“

Ich nickte.

„Gut. Dann verstehen Sie, was ich jetzt erzähle. Wir kamen zum Passbüro; der riesige Raum war völlig leer. Schließlich

entdeckten wir eine Frau, die an einem der Schalter saß. Ich hatte das Gefühl, dass sie sich durch uns gestört fühlte. Wir unterbrachen sie beim Nichtstun.

Sie begrüßte uns nicht, sondern knurrte; ihr Genuschel klang wie eine gerade anlaufende Schallplatte auf einem altmodischen Plattenspieler, wobei die Stimmlage langsam zu einer normalen Tonlage anstieg. Offensichtlich hatte sie Startschwierigkeiten. Sie schaute uns mit dem ausdruckslosen Blick der selbstgefälligen Bürokratin an, betrachtete dann die Passbilder und sagte: ‚Die Bilder entsprechen nicht den neuesten Vorschriften.‘ Dies waren ihre einzigen und auch letzten Worte zu dem Thema.

Beim Abschied fragte ich sie: ‚Waren Sie schon immer so unfreundlich oder wurden Sie dazu ausgebildet?‘ Sie hörte, was ich sagte. Aber sie hatte Macht und war entschlossen, sie zu nutzen. Doch als sie aufschaute, waren wir schon weg.

Wir gingen zu einem anderen Büro im Nachbarbezirk. Dort waren wir in weniger als zwanzig Minuten fertig – schnell und effizient. Freundlich sein zu können, ist eine große Leistung – das kann und sollte man in der Schule oder zu Hause lernen.“

Er schaute auf seine Uhr. „Tut mir leid, ich muss gehen. Ich sollte jetzt zu Hause sein. War ich Ihnen eine Hilfe?“

„Sehr sogar“, sagte ich. „Sehr sogar.“

Ich wollte ihm etwas anbieten, wusste aber nicht, was. Er schüttelte nur den Kopf und stand auf.

„Ich bin in einer relativ moralischen Gesellschaft aufgewachsen; die Moral ändert sich, aber sie hält die Gesellschaft zusammen. Heutzutage sind die Menschen ein paar moralische Stufen abgestiegen. Es kümmert sie nicht mehr.

Wissen Sie, es war so gut, mir das von der Seele zu reden. Ich danke Ihnen, dass Sie mir die Gelegenheit dazu gegeben haben. Es ist schwierig, jemanden zu finden, der einem zuhört – und der einen hinterher nicht mit kritischen Bemerkungen verleumdet. Ich werde Sie nicht wiedersehen, Sie werden mich nicht wiedersehen – es war mir ein Vergnügen.

Ich wünsche Ihnen eine gute Heimreise nach Kanada.“

Wir gingen zur Tür.

Er wandte sich nach links und verschwand in der Menge. Ich wandte mich nach rechts.

Ich war in einer freundlichen, offenen Gesellschaft aufgewachsen. Diese hier begann mir zu missfallen. Meine ehemals positive Einstellung bekam Risse.

Um fünf Uhr nachmittags holte mich Bachmann vom Hotel zum Empfang bei der BEB ab. Ich hatte einen Anzug mit Krawatte angezogen. Er wusste das zu schätzen.

„Auch wenn wir in Berlin sind, sollte man bei solchen Anlässen nicht unpassend gekleidet sein. Aber unsere erste Station ist ein Schnellimbiss; wir essen einen Hamburger.“

Ich hatte keine Lust.

„Ich bin nicht hungrig. Ich habe gut zu Mittag gegessen.“

„Gehen Sie oft auf Empfänge oder Cocktailpartys?“

„Ich? So gut wie nie.“

„Das ist mir inzwischen klar. Sie werden Alkohol trinken. Auf leeren Magen ist das nicht gut. Entweder Sie trinken vorher ein Glas Olivenöl oder Sie essen zum Beispiel einen Hamburger. Sonst sind Sie nach einer halben Stunde betrunken.“

Unser Hauptziel ist nicht das kostenlose Essen und der Alkohol. Unser, oder im Grunde genommen Ihr Ziel ist nüchterne Information.“

Ich hasse es, belehrt zu werden, und ich hätte sowieso keinen hochprozentigen Alkohol getrunken, aber er hatte Recht. Also gingen wir zu einem Hamburger-Restaurant.

Auf dem Weg zum Empfang ließ Bachmann mich wissen, dass er sich über Mme. Prutz erkundigt habe. Offenbar hatte er seine Quellen, denn er sprach von ‚wir‘ und ‚sie‘.

„Ich habe mich ein wenig umgehört, da ich einen freien Vormittag hatte. Vielleicht hilft es Ihnen ja.“

Mme. Prutz tauchte vor einigen Jahren plötzlich aus dem Nichts auf. Anscheinend nimmt sie an allen ‚wichtigen‘ gesellschaftlichen Ereignissen der Stadt teil.“

„Worauf ist sie aus?“

„Das weiß man nicht. Sie scheint verstanden zu haben, wie wichtig die richtige Chemie ist, um eine Beziehung zu den Mächtigen aufzubauen. Aber wofür? Keine Ahnung. Sie ist eine charmante, gut erhaltene Frau in reifem Alter.

Sie könnte alles Mögliche sein, eine amerikanische Spionin oder eine Frau, die einen neuen Mann sucht.“

„Keine französische Spionin?“

Er grinste und schüttelte den Kopf: Nein.

„Die Leute, mit denen ich gesprochen habe, haben sich mit ihrem Hintergrund beschäftigt, weil sie nicht zu den üblichen Gestalten gehörte, die zur Berliner Oberschichtszene passen.

Sie wurde 1960 geboren und verließ ihre Heimatstadt Bytów in der Kaschubei im polnischen Ostpommern vor etwa fünfundzwanzig Jahren und kam schließlich über den Umweg Winona, Minnesota, in den Vereinigten Staaten nach Deutschland, einem Treffpunkt ausgewanderter Kaschuben, der als ‚Kaschubische Hauptstadt Amerikas‘ bekannt ist.

Sie spricht Deutsch und wollte in Deutschland leben, aber wie ich gehört habe, spricht sie über Deutschland mit einem gewissen Unterton, der dem Deutschen zugeneigt ist – Pünktlichkeit, Genauigkeit, Gründlichkeit, Sachlichkeit – sich aber darüber lustig macht. Sie hasst die Polen, weil sie die kaschubische Kultur und Geschichte abwerten.

Bei ihrer Ankunft in Berlin lautete ihr US-Pass auf den Namen Amanda Prutz von Bütow. Sie hatte sich auf der Durchreise geadelt und trug bald einen deutschen Pass mit demselben Namen.

Sie ist eine umtriebige Person, spricht Deutsch mit einem leichten, aber attraktiven deutsch-amerikanischen Akzent, findet leicht Freunde, verkehrte erst in halbwegs einflussreichen, inzwischen in wirklich einflussreichen Kreisen.“

Er zögerte, dann fügte er hinzu:

„Sie scheint über genügend Mittel zu verfügen, um einen gehobenen Lebensstil zu führen, ist offensichtlich nirgendwo angestellt und bekommt kein Gehalt – das heißt, sie zahlt keine Einkommensteuer, hat kein Auto, wohnt in einer großen

Wohnung in der Stadtmitte direkt an der jetzt abgerissenen Mauer und hat offenbar genug Geld, um ab und zu für einige Wochen, ja Monate zu verschwinden. Und dann kommt sie zurück, sagt aber nicht, wo sie ihren Urlaub verbracht hat.“

„Vielleicht ist sie die dritte Generation.“ schlug ich vor.

„Wie meinen Sie das?“ wunderte sich Bachmann.

„Es gibt zu diesem Thema den berühmten Satz von Bismarck: ‚Die erste Generation schafft Reichtum, die zweite verwaltet Reichtum, die dritte studiert Kunstgeschichte und die vierte verrottet.‘

„Ihre Beschreibung von ihr würde auf die dritte Generation passen.“

„Aber nicht ihre Biographie. Polen war und ist ein ziemlich armes Land – und bis vor einiger Zeit kommunistisch. Es ist äußerst unwahrscheinlich, dass sie von ihrem Großvater oder ihrem Vater ein Vermögen geerbt hat.“

„Hat sie irgendwelche illegalen Verbindungen? Zum Beispiel das, was man ‚Import-Export‘ nennt?“

„Nein.“

„Warum nennt sie jeder ‚Madame‘? Sie ist doch keine Französin.“

„Ich weiß es nicht; die Leute nennen sie einfach Mme. Prutz.“

Er hielt inne und betonte dann: „Zumindest tun das einige Leute. Sie besticht und benimmt sich so, wie man sich eine Dame vorstellt.“

Ich mochte den Klang dieser Form der Anrede.

Der Empfang im BEB war eine Cocktailparty, die dazu diente, Beziehungen zu knüpfen und, hoffentlich, künftige Geschäfte zu entwickeln – mit Getränken, Fingerfood und *hors d'oeuvres* – und Gästen, von denen sich viele nicht kannten.

Am Eingang wurden wir von einem Paar begrüßt, einem jungen Mann und einer jungen Frau. Der Mann schüttelte uns die Hand und sagte: „Willkommen und danke, dass Sie bei uns sind,“ die Frau strich unsere Namen von einer Liste.

Wir gingen an die Bar. Ich holte mir ein Glas Weißwein und hörte mich um. Aus den schönen Gesichtern der blendend

gekleideten Menschen sprudelten langweilige Phrasen. Einige von ihnen waren nicht elegant gekleidet, sondern eher sportlich-proletarisch – die neue Berliner Generation.

Die menschliche Geschichte windet sich, wirbelt und wiederholt sich. Man hört die gleichen Phrasen, die Menschen äußern die gleichen Gefühle und Schlussfolgerungen. Die Themen mögen sich ändern, aber es gibt keine jüngere Generation, die die Welt oder gar Cocktailpartys verändert und zu einem besseren Ort macht. Von Cocktailpartys kann man wenigstens flüchten, wenn es zu unerträglich wird.

Ich kannte niemanden in dem Raum und erwähnte es gegenüber meiner Begleitung.

„Sie ist noch nicht da. Lassen Sie mich Ihnen einen anderen der regelmäßigen Teilnehmer vorstellen. Nur zu unserer Unterhaltung.“

Er zeigte auf einen Mann, der in der Nähe der Bar stand.

„Doktor Kranz. Er ist ein spezieller Mensch, ein Sonderling und alter Geizhals. Er kommt regelmäßig zu den BEB-Empfängen, um möglichst viele Kontakte zu knüpfen und seine Visitenkarten zu verteilen – und er kriegt freie Getränke. Ich vermute, für ihn ist es eine billige Unterhaltung, ein kleiner Imbiss und Whisky im Überfluss.“

Kranz war ein wohlgenährter, gutmütiger Bürger Anfang sechzig, der Geld verdient hatte und die schönen Dinge des Lebens genoss. Er strahlte das großzügige Lächeln eines Menschen aus, der sich in der Welt wohlfühlt.

„Was für ein Arzt ist er?“ fragte ich.

„Er ist gar kein Arzt, aber er lässt sich gerne ‚Doktor‘ nennen.“

„Zuerst hatte er einen Schokoladenladen, nach einigen Jahren eine Kette im ganzen Land, in der er Schokoladentafeln, gefüllte Schokolade, Trüffelpralinen, Fruchtbonbon, Baiser – was auch immer – verkaufte. Ein ganzes Geschäft mit hochwertigen Süßigkeiten.“

„Weihnachtsmänner?“ schlug ich vor.

„Natürlich, für Weihnachten, und Ostereier und Osterhasen.“

Und Lebkuchen – und Lebkuchenherzen, die man sich um den Hals hängen kann.

Dann hat er noch Tee aus aller Welt in sein Sortiment aufgenommen und später ‚das Angebot der Woche‘, von BHs bis zu Fahrrädern.

Passen Sie auf, er hatte eine Art nervösen Tick, er rückt ständig seine Krawatte zurecht.“

Wir gingen zu ihm hinüber, er richtete seine Krawatte, Bachmann stellte mich vor, und ich fragte ihn:

„Herr Doktor, warum verkaufen Sie keinen Kaffee?“

„Ach, Sie kennen meine Läden? Ich gebe Ihnen meine Karte.“

Ich sah sie mir genau an. Da stand kein Doktor. Aber es war doppelwandiges Papier, in das sein Name eingraviert war. Goldfarben auf schwarzem Grund.

Ich bedankte mich bei ihm.

Er kam auf meine Frage nach dem Kaffee zurück.

„Wissen Sie, an jeder Ecke gibt es Läden, die Kaffee verkaufen, und ich dachte immer, Kaffee ist langweilig und im Angebot begrenzt. Tee ist bei weitem vielseitiger; es gibt schwarzen Tee, grünen Tee – und viele verschiedene Kräutertees. Von Kaffee bekommt man Herzrhythmusstörungen. Tee ist beruhigend.“

Er trank einen weiteren Schluck Mahagoni-Scotch.

„Ich tue alles, um zu einer gerechteren Welt beizutragen.“

Seine Gedankengänge waren ein wenig unscharf. Es klang wie die Aussage eines Politikers, dem die Themen ausgehen, der aber noch etwas sagen will. Zudem war er schon ein wenig unsicher auf den Beinen. Wir gingen gemeinsam an die Bar, und er war recht wagemutig, wenn es darum ging, die verfügbaren Alkoholika zu erproben. Dazu trällerte er ein seltsames Lied vor sich hin, das er immer und immer wieder wiederholte: „Hab' Sonne im Herzen und Whisky im Blut ...“

Er roch an seinem Whisky und sprach selbstbewusst weiter.

„Im letzten Jahr bin ich auch Verleger geworden. Es gibt jetzt diese computergesteuerten Kopiergeräte. Man gibt ein-

fach den Text eines Buches in die Maschine ein, und zwei oder drei Minuten später spuckt das Gerät ein Taschenbuch aus, das bereits mit einem farbigen Einband versehen ist. Ich habe acht dieser Geräte gekauft, eine Handvoll junger Leute eingestellt, die wissen, wie man sie bedient und wie man Öffentlichkeitsarbeit im Internet macht. Am Anfang war es etwas schwierig, aber jetzt kommen die Leute mit ihren elektronischen Buchmanuskripten und wir drucken sie. Inzwischen sind wir eine bekannte Druckerei für queere Literatur.“

Er nickte.

„Was auch immer ‚queer‘ heutzutage bedeutet, es bringt Geld,“ fügte er hinzu. Er beugte sich vor und fuhr mit leiser Stimme fort, als weihte er uns in ein Geheimnis ein.

„Ich hatte die neue Firma Kranz-Books genannt, aber man sagte mir, dieser Name sei zu altmodisch. Jetzt heißt es MB-MyBook. Und die Läden heißen ‚Outlets‘, und alles hat Sonderpreise, sogenannte ‚attraktive‘ Preise – Pralinen, Tees und Bücher.

Es gab bereits Artikel über unseren neuen Auftritt in einer Reihe von Zeitungen und in dem Nachrichtenmagazin mit dem roten Umschlag. Sie mochten MB-MyBook nicht. Aber die Artikel brachten uns jede Menge Kunden. Und jeder schreibt heutzutage Bücher; ich bin ein großer Verleger.“

Verleger drucken nicht, und Drucker verlegen nicht. Wie der ‚Doktor‘ klang das für mich recht seltsam.

Nach kurzer Zeit war das Gespräch nicht mehr von großem Nutzen. Er gab zwar Worte von sich, aber es war schwierig, ihnen eine klare Botschaft zu entlocken.

Also bedankten wir uns und gingen weiter. Er sah ein wenig enttäuscht aus, dass wir gingen, zuckte mit den Schultern und kehrte zur Bar zurück.

Man unterhielt sich, lachte, holte sich Getränke, Gruppen lösten sich auf, neue Gruppen bildeten sich. Nach einer Weile sagte Bachmann zu mir:

„Sie ist da.“

Amanda Prutz war zusammen mit Herrn Ammer, dem Briefmarkendieb, gekommen.

Ich holte tief Luft und sprang ins kalte Wasser. Eine ganze Weile hatte ich überlegt, wie ich ein Gespräch beginnen sollte, bis ich mich für einen direkten Angriff entschied.

Ich ging zu ihnen hinüber, stellte mich vor und fragte:

„Sie mögen Briefmarken, nicht wahr?“ Herr Ammer zögerte mit einer Antwort. „Sie sollten das lassen. Es erregt Aufmerksamkeit,“ fügte ich hinzu. Herr Ammer sah Amanda Prutz an.

Er verstand nicht, was mit ihm geschah.

Mme. Prutz verstand und begann zu lachen.

„Das ist ein freundlicher Hinweis, nicht wahr?“

„In der Tat,“ antwortete ich, „und es bleibt unter uns.“

Herr Ammer war immer noch verwirrt. „Kenne ich Sie?“

„Nein,“ sagte ich ihm. „Aber der Trick mit dem Postausgangskorb hat mir gefallen. Ich habe einige Zeit gebraucht, um dahinter zu kommen.“

Jetzt hatte er es verstanden.

„Sind Sie ein Diplomat im Auswärtigen Amt?“

„Nein. Ich bin ein ... Berater. Und kein Staatsangestellter. Eine Art Privatdetektiv. Keine Sorge, man wird Sie in Ruhe lassen. Übrigens, warum kaufen Sie diese Briefmarken nicht in einem Geschäft? Die Geschäfte sind voll davon und sie sind nicht teuer.“

Er wollte nicht dabei gesehen werden, wie er in einem Geschäft Hitler-Briefmarken kauft. Er dachte, es wäre besser, sie im Archiv zu stehlen.

„Wissen Sie, in Berlin wird man als Nazi angesehen, wenn man solche Dinge kauft. Und ich sammle sie nicht,“ stotterte er.

Ich wandte mich an Mme. Prutz: „Sie sammeln sie also.“

„Ich? Nein.“

„Sagen Sie, worum geht es hier eigentlich?“ fragte ich.

„Nun“, erwiderte sie, „das ist eine lange Geschichte. Ein Freund von mir fragte mich einmal, ob ich ihm einige deutsche Briefmarken aus der Zeit zwischen dem Ende des 19. Jahrhunderts und der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten besorgen könnte. Er wollte sie als historische

Erinnerungsstücke. Er ist ein guter Freund, ein alter Mann, und er lebt nicht in Deutschland.

Ich habe gesagt, dass ich mein Bestes tun werde. Aber ich wusste nichts über Briefmarken, also bat ich Herrn Ammer, mir zu helfen. Das hat er getan – auf seine Art.“

Herr Ammer nickte: „Vielleicht war es eine törichte Art.“

Er sah ein wenig verlegen aus. Ich nickte nur, gab aber keinen Kommentar ab.

Ich hatte meine Arbeit getan und das ‚offizielle‘ Problem für Dr. Engel gelöst. Ich würde ihm mitteilen, dass alles geklärt sei und er sich nicht mehr zu bemühen brauche. Und – er würde meine Rechnung bekommen.

Ich ging zur Bar, um noch ein Glas Weißwein zu trinken. Mme. Prutz und Herr Ammer zogen weiter. Dann versuchte ich, mich unter die Leute zu mischen und zu plaudern, aber ich hatte weder ein geschäftliches Anliegen noch Interesse an den Themen, über die man sprach. Genau genommen wollte ich so schnell wie möglich wieder gehen.

Nach einer Weile schlenderte Bachmann zu mir herüber.

„Mme. Prutz hat mich angesprochen. Sicherlich nicht zufällig. Sie ist neugierig, wer Sie sind. Ich habe ihr keine Details erzählt, sondern nur ein paar Allerweltsbeschreibungen – natürlich eine Art Lobgesang. Sie hat es regelrecht aufgesogen.“

Er ließ seinen Blick über die Menge schweifen:

„Wenn man vom Teufel spricht.“

Und da war sie, diesmal ohne Herrn Ammer.

„Ich brauche einen Mann wie Sie.“

„Madame, ich bin verheiratet.“

Sie schaute mir direkt ins Gesicht und sagte:

„Ich habe es nicht so gemeint – obwohl ...“

Das ‚obwohl‘ ließ sie offen.

„Dieser ältere Freund von mir hat ein kleines Problem zu lösen. Ich habe gehört, dass Sie der Mann für kleine Probleme sind.“

Sie weckte meine Neugierde. „Lassen Sie uns ihn besuchen und darüber reden,“ schlug ich vor.

„Wie ich Ihnen schon sagte, wohnt er nicht in Berlin. Er hat anderswo ein Anwesen.“

„Wo er Briefmarken sammelt?“ fragte ich.

Sie lächelte mich an: „Ja.“

„Und Sie sind sein ‚Verbindungsoffizier‘ ...“

Ich ließ das Wort in der Luft hängen.

„Ja“, gurrte sie. „Ich mag diese Beschreibung meiner Aufgabe. Es gibt Begegnungen, die das Leben bereichern, und solche, bei denen sich Frauen klug verhalten sollten. Eine Kombination aus beidem kommt selten vor, aber es kommt vor.“

Wieder einmal wusste ich an diesem Abend nicht genau, was sie meinte und wollte, aber ich beschloss, sie mit einer gewissen Vorsicht zu behandeln. Ich ließ sie erzählen. Ich bin ein wenig vorsichtig, wenn es darum geht, die kleinen Tricks meines manchmal verschwommenen Handwerks zu verraten. So schwieg ich.

Sie schien eine geborene Überlebenskünstlerin zu sein, die das sich abspielende Theater um sie herum mit Interesse beobachtete, ihr Gesicht voller zuversichtlicher Leere – gewitzt, ihre wahren Absichten zu verschleiern.

Das einzige, was sie am Ende wollte, war meine Visitenkarte. Meine Karten sind ganz schlicht.



## In weiter Ferne

Veritas temporis filia.

Die Wahrheit ist eine Tochter der Zeit

Aulus Gellius. Noctes Atticae. 12,11,7. 177 n. Chr.

**I**ch hatte vor, am nächsten Tag nach Hause zu fahren, als ich einen Anruf von Mme. Prutz erhielt.

„Es war nett, Sie kennenzulernen.“

Sie redete ein wenig herum, in erster Linie, um ihren Freund vom Auswärtigen Amt aus der Schusslinie zu bringen.

„Vielen Dank für den Hinweis mit den Briefmarken. Herr Ammer hat mir gegenüber betont, dass er es ohnehin vorzieht, das Archiv des Auswärtigen Amtes nicht mehr zu besuchen. Er schätzt es, dass er sich von nun an ganz seiner Arbeit widmen kann. Natürlich versteht sich das von selbst. Außerdem könnte er sich um eine Versetzung ins Ausland bewerben, um andere Teile der Welt zu sehen.“

„Er hat Recht,“ stimmte ich ihr zu. „Bei einem gewissen Abstand verblasen kleine Regelverstöße leichter.“

„Sie klingen auch wie ein ausgebildeter Diplomat. Bei dieser Antwort fällt mir ein Stein vom Herzen.“

Es war ein eher gestelztes Gespräch – und nicht der Hauptgrund, warum sie sich an mich wandte. Nach einigem Small-

talk wie: „Ich habe das hektische Leben in dieser Stadt satt, die immer mehr aus den Fugen gerät,“ fragte sie mich, ob wir uns zum Essen treffen könnten, um einige Dinge zu besprechen.

Sie schlug mir ein Restaurant vor, das ich kannte. Ich wollte herausfinden, worum es ihr wirklich ging. Ich sagte zu.

Am Ende des Gesprächs fragte sie: „Übrigens, haben Sie einen gültigen Reisepass?“ Ich bejahte.

Beinahe hätte ich geantwortet, dass ich mehrere Pässe verschiedener Länder mit unterschiedlichen Namen besitze ... aber ich tat es nicht und wollte es Mme. Prutz auch nicht ver raten.

Jack Boulder ist mein richtiger Name – aber dazu gibt es eine Geschichte. Der Nachname meines Großvaters lautete von Stein. 1939 wanderte er aus, ließ sich in Kanada nieder und heiratete – und übersetzte seinen Namen ins Englische. Der neue kanadische Staatsbürger liebte Wortspiele, daher weder Stein noch Stine, sondern ein massiver und losgelöster Fels: Nennt mich Boulder.

Meine Eltern waren mehrmals umgezogen, von Kanada nach Chile und zurück. Ich wurde in Chile geboren. Ich hatte also sowohl die kanadische als auch die chilenische Staatsbürgerschaft. Meine Mutter war deutscher Abstammung; ich bin mehrsprachig aufgewachsen: Englisch, Deutsch, Spanisch und Französisch – eine polyglotte Familie. Als ich zwanzig war, kamen beide Eltern bei einem Verkehrsunfall in der Nähe von Santiago de Chile ums Leben, als sie von einem Wochenendausflug nach Hause fuhren.

Mir gefiel der alte deutsche Name von Stein; deshalb ließ ich mir in Chile einen Pass auf diesen Namen ausstellen. Es war recht einfach gewesen, einen echten chilenischen Pass zu bekommen; ich musste nur beglaubigte Kopien der Geburtsurkunde meines Großvaters und seiner kanadischen Namensänderung vorlegen. Die chilenischen Behörden waren bereit, mir zu helfen; sie waren froh, einen Gringo-Namen in einen deutschen Namen umwandeln zu können.

Es gab eine Menge anständiger Deutscher in Chile. Aber ich fühle mich als Kanadier – obwohl ich seit vielen Jahren in der Schweiz lebe und arbeite, in Basel.

Einen Tag später als geplant flog ich zurück nach Basel und ließ Annabel an meiner Berlin-Geschichte teilhaben. Sie fand sie unterhaltsam, aber die Beschreibung des Niedergangs der Stadt und des Landes machte sie nachdenklich und sie fragte sich, ob dies negative Auswirkungen auf uns und die Kinder haben würde.

„Warten wir erst einmal ab,“ beschloss sie schließlich und fuhr fort: „Andererseits hast du endlich wieder ein Jobangebot bekommen. Das ist auf jeden Fall besser, als vor dem Kamin herumzuhängen, deine Zeit im Vorruhestand zu vergeuden und die Kinder zu verwöhnen. Obwohl ich es schätze, dass du dich um sie kümmerst. Wenn Mme. Prutz dich als Berater haben will – nur zu. Du brauchst eine sinnvolle Tätigkeit.“ Annabels moralischer Rückhalt und ihr Zuspruch erleichterten und beruhigten mich. Ich war gespannt auf die Aufgabe.

Und so saßen Mme. Prutz und ich einige Tage später in einem zwölfstündigen Nachtflug von Zürich nach São Paulo, dann weiter in eine kleine Stadt im Westen Argentinien und landeten schließlich in einem dritten, diesmal kleinen Flugzeug am späten Nachmittag auf einer Piste mitten im grün-gelb-braunen Nirgendwo.

Ich hatte meinen Hals gereckt, um das Land draußen zu sehen – um vielleicht ein paar Orientierungspunkte zu erkennen, aber es schien nur eine große Wildnis zu sein. Während des Landeanflugs überquerten wir eine Landstraße ohne Verkehr, dann sah ich einen kleinen Fluss, der von den Anden herabkam und mit einigen kleinen Inseln und Sandbänken gesprenkelt war, sowie Galeriewälder entlang seiner Ufer.

Das Land war flach und staubig, mit Sträuchern, einigen Bäumen und riesigen grünen Plantagen auf einer Seite eines Gebäudes neben dem Flughafen. Sie verschwanden in der zu-

nehmenden Dämmerung; in der Ferne ragten die schneebedeckten Berge der Anden aus der Ebene.

Ein Kleinbus holte uns ab und fuhr uns vielleicht einen halben Kilometer weit zu einem großen, modernen, zweistöckigen Gebäude. Außer einem Schuppen an der Landebahn waren keine weiteren Gebäude in Sicht. Wir waren mitten in der finstersten Provinz, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen.

„Das ist ein ziemlich großes Hotel,“ sagte ich.

„Nein, es hat nur sechs Gästezimmer; außerdem gibt es eine Cafeteria, eine kleine Krankenstation und das Büro eines Allgemeinmediziners, die zentrale Verwaltung, ein modernes Kommunikationszentrum, eine Schule und Werkstätten,“ erklärte sie.

„Sie werden sehen. Es ist das Hauptgebäude einer Art unabhängigen Privatstaates im Staat. Sie nennen es es ‚Rathaus‘.

Wahrscheinlich werden wir morgen oder übermorgen anderswohin ziehen. Ich weiß noch nicht, was die Pläne sind.

Ich nehme an, Sie sind müde. Wir können etwas essen, aber ich bin nicht hungrig.“

„Ich auch nicht,“ sagte ich. „Ich werde duschen und ins Bett gehen.“

Trotz all der Strapazen der Reise und des Stresses sah sie tafrisch aus.

„Der Mann, für den Sie Verbindungsoffizier sind – wie ist er so?“

Sie sah mich an, berechnend, vorsichtig.

„Eigentümlich ist vielleicht das richtige Wort, oder sogar unvergleichlich,“ sagte sie, aber in einem eher weichen Ton.

„Sind Sie beide vom gleichen Schlag?“

„Oh nein, er ist anders. Er ist ein großartiger Mann.“

Es fiel mir schwer, sie einzuordnen. Was für eine Frau war sie?

Eine Empfangsdame kam und begrüßte uns, fragte, ob wir etwas bräuchten, und gab uns unsere Zimmerschlüssel. Mme. Prutz nahm ihren Koffer.

„Lassen Sie uns ausschlafen, morgen früh gibt es ein Frühstück nach Landesart, danach treffen wir den Besitzer dieses Anwesens. Er wohnt etwa fünfzehn Minuten von hier entfernt. Wir werden mit einer Pferdekutsche abgeholt. Das einundzwanzigste Jahrhundert endet hier. Keine Flugzeuge und Computer mehr.“

Dann wünschte sie mir „Gute Nacht.“

Ihre Augen lachten. Ich fragte mich unwillkürlich, warum.

Ihre Freundlichkeit strömte auf mich herab wie ein warmer Regen, erfrischend, aufbauend; nur wartete ich immer darauf, dass sie sich in eine kalte Dusche verwandelte; konnte ich dieser Freundlichkeit trauen?

**Zweiter Satz**  
*Adagio ma non troppo*





## Klosterleben

Ein neues Lied, ein bessres Lied, o Freunde, will ich dichten!  
Wir wollen hier auf Erden schon das Himmelreich errichten.

Heinrich Heine: Deutschland. Ein Wintermärchen. Caput I. 1844.

**S**enor Kaegi war schweizerischer Abstammung, wie schon sein Name verriet. Er sprach sehr gut Spanisch, mit deutschem Akzent, aber mit einer Aussprache, die mich mehr an Berlin als an Zürich erinnerte. Mit mir sprach er Deutsch, und er behandelte mich mit äußerster Höflichkeit.

Er war 88 Jahre alt und lebte in einer sorgfältig gepflegten Klosteranlage – an diesem abgelegenen und kaum zugänglichen Ort der Welt. Es war ein friedlicher und ruhiger Ort.

Er schien das Kloster zu besitzen, obwohl er eindeutig kein Abt war. Er empfing uns im Kreuzgang.

An allen vier Seiten gab es Säulengänge, wie es sich für ein Kloster gehört, und einen offenen Hof mit einem Garten voller blühender Pflanzen und einem Brunnen in der Mitte.

Für einen so alten Mann war er noch sehr scharfsinnig, und er wusste, was er wollte und was er bekommen konnte, und zwar mit eigener Kraft. Manchmal, wenn sein Blick leer und nachdenklich wirkte, konnte der trügerische Eindruck von Einfältigkeit entstehen. Doch der war falsch.

„Drei Priester im Ruhestand leben hier, gut versorgt und unbeschwert; wir ernähren und kleiden sie; sie haben ihre eigenen Mönchszellen mit Bad. In dieser Region des Landes gibt es kein Altersheim für Priester. Wir ersetzen eines. Der Bischof ist sehr dankbar.

Es ist schön, sie hier zu haben, denn manchmal brauchen die Menschen in der näheren Umgebung jemanden, mit dem sie reden können und der ihnen hilft, Fragen zum Leben – und zum Tod – zu klären und mit ihren Ehepartnern, Familien oder der Gemeinschaft, in der sie leben, zurechtzukommen.

Der Priester kann ihnen inneren Frieden und Kraft geben. Für die Menschen hier ist die Religion immer noch etwas sehr Wichtiges in ihrem täglichen Leben. Das soziale kirchliche Leben, wie wir es hier haben, stellt den Zusammenhalt von Fürsorge und geistiger Zuwendung sicher. Die Sonntagsmesse in unserer kleinen Kathedrale hier ist wichtig – als soziales Ereignis.

Sie werden die Menschen kennenlernen, es sind gute Menschen. Wir fahren mit der Kutsche und besuchen sie – nicht heute, vielleicht morgen. Es kostet einen ganzen Tag, um alles zu sehen.

Übrigens, drei alte Priester hier zu haben, tut auch mir gut. Ich mag Einsamkeit, aber nicht Vereinsamung.“

Wir standen in den Arkadengängen, und er erklärte uns mit ausgestrecktem Arm eines nach dem anderen:

„Die starken Außenmauern schützen den Gebäudekomplex, den Kreuzgang, die Kirche und die kleinen Kapellen, die Bibliothek, die Zellen – heutzutage die Apartments –, den großen Schlafsaal – das Dormitorium, mein Reich –, die Küche, das Refektorium und die Vorratskammern für die Vorräte. Es ist ein riesiger Komplex, der bei meiner Ankunft vor fast sechzig Jahren völlig leer war, ohne Möbel und jegliche Einrichtungen, mit kahlen Wänden und verlassenen Räumen.

Es gefiel mir.

Sobald mich die Mauern umgaben, erfüllte ein tiefer Frieden mein Herz. Man könnte bei Null anfangen, das schreckli-

che Durcheinander aufräumen und es in einen Garten Eden verwandeln.

Ich fragte mich: Wie kommt es, dass Menschen Klöster gegründet haben? Ich glaube, weil die Klöster hohe Mauern besaßen, hinter denen sie sich geschützt fühlten. Die meisten Bewohner verließen nie ein Kloster. Sie lebten hinter hohen, dicken Mauern. Sie verrichteten Routinearbeiten, beteten und sangen, lasen – meist die gleichen Bücher – und erfüllten alltägliche Pflichten. Und warum? Um die Unruhe der menschlichen Seele zu stillen und den Geist zu beruhigen.

Nach dem, was ich im Krieg erlebt hatte, wollte ich ein anderes, sicheres und fernes Umfeld, das von mir oder Menschen wie mir beherrscht wird. Mein Traum war es, an einem unabhängigen Ort zu leben, losgelöst von anderen menschlichen Siedlungen. Eine Gemeinschaft von Gleichgesinnten, eine letzte Oase des harmonischen Friedens, geschützt vor Kriegen und Katastrophen, abgeschirmt von den Unruhen der Welt und dem Bösen der Regierenden.

Es war einer der typischen Tagträume eines jungen und unreifen Menschen, eine selbstschützende Phantasie. Man entwirft ein Wolkenkuckucksheim, schmückt es aus und versucht, ihm Leben einzuhauchen. Wie könnte es aussehen und wo könnte es sein?

Man muss die Menschen im Kloster versorgen, was bedeutet, dass man zwei Gruppen braucht. Diejenigen, die im Kloster leben, und diejenigen, die das Land bewirtschaften – zwei Gruppen, die sich gegenseitig vertrauen und wissen, dass sie aufeinander angewiesen sind.

Am Anfang, als ich gerade zum ersten Mal in diesem Land war, hatte ich darüber nachgedacht, eine kleine Kolonie zu gründen und einen deutschen Metzger, einen Bäcker, einen Arzt, einen Lehrer, einige Landwirte und wen auch immer sonst noch, der für eine kleine unabhängige Gemeinschaft notwendig oder nützlich wäre, hierher zu holen. Aber nach einer Weile des Nachdenkens und Überlegens kam ich zu dem Schluss, dass ein solcher Plan scheitern würde – Menschen, die sich nicht kennen und nicht schon früher mit anderen zu-

sammengelebt haben, sind zu unterschiedlich und werden anfangen, sich zu streiten. Und Streit ist nicht meine Sache.

Ich habe diese Idee verworfen.“

Er hob die Hand und zeigte mit dem Finger auf mich.

„Bis ich von der Vertreibung und dem Völkermord an den Donauschwaben durch die sowjetische Rote Armee und die jugoslawischen Kommunisten hörte.“

„Hier wohnen keine Einheimischen?“ fragte ich und unterbrach seine Erzählung.

„Es waren keine Menschen hier. Es war mehr oder weniger menschenleer. Auch heute noch kann man stundenlang fahren und kaum ein menschliches Gesicht sehen.“

„Es gab keine Eingeborenen?“

„Nur sehr wenige in dieser Gegend. Sie leben in ihren eigenen kleinen, vereinzelt Siedlungen. Weit weg von hier.“

„Sie haben also eine Einwanderergemeinde hier?“

„Ja, natürlich. Fast neunzig Prozent der Bevölkerung dieses Landes haben europäische Wurzeln, vor allem aus den lateinischen Ländern: Spanien und Italien.“

Er kam auf das Kloster und die Kirche zurück.

„Die Größe und die Kassen der spanischen Kirche in diesem Land waren über Jahrhunderte hinweg stetig geschrumpft. Die Abtei hieß Santa María de Benevívere und lag seit Jahrzehnten verlassen mitten im Nirgendwo, im Grunde in völliger Abgeschlossenheit, bevor ich sie von der katholischen Kirche erwarb – noch nicht verfallen, aber die Zeit hatte ihren Tribut gefordert. Es handelte sich um einen Gebäudekomplex, der den Bedürfnissen einer in sich geschlossenen Gemeinschaft diente, aber die Mönche und ihre Gemeinschaft waren längst verschwunden. Wenn man sich die Gräber auf dem kleinen Friedhof ansah, war hier seit vierzig Jahren niemand mehr beerdigt worden.

Später ließen wir ‚Santa Maria‘ weg und nannten es einfach ‚Benevívere‘ – so etwas wie ‚Gutes Leben‘, vielleicht auch ‚Viel Glück‘.

Ich denke, der Verkauf war Teil des *aggiornamento*, der Anpassung der katholischen Kirche an die Bedingungen des mo-

dernen Lebens: die Abwanderung vom Lande in die Städte. Es scheint auch so, als ob die Kirche in diesen Ländern immer ein wenig flexibel in ihrer Art war, die Lehren der Bibel zu interpretieren. Einmal erklärte mir ein alter Mann, das Oberhaupt einer großen lokalen Dynastie in einer großen Stadt, die Geschichte seiner Familie.

„Unsere Ursprünge gehen auf zwei spanische Brüder zurück, die im siebzehnten Jahrhundert hierher kamen. Einer starb jung und hatte keine Kinder. Der andere wurde Erzbischof der Stadt.“

Vielleicht gibt Ihnen das einen Eindruck von der lokalen Kultur und ihrer Lebenseinstellung.“

Wir unterhielten uns noch eine Weile darüber, wie man sein Geburtsland verlässt und im Ausland lebt, ja sogar von Land zu Land zieht. Er war mit dieser Art zu leben vertraut.

„Es gibt immer zwei Seiten einer Medaille. Diejenigen, die ausgewandert sind, idealisieren das Heimatland ihrer Vorfahren, die Daheimgebliebenen beneiden oder verleumden die Auswanderer. Sie beneiden sie, wenn es den Auswanderern gut geht, sie verleumden sie, wenn sie arm bleiben.

Sie schreiben auch die Geschichte um: Diejenigen, die weggegangen waren, waren die schwarzen Schafe der Familie oder unzuverlässige Vagabunden.

Der anständige Teil der Familie ist zu Hause geblieben und hat die schrecklichen politischen und wirtschaftlichen Zeiten überstanden, sagen sie später immer – wenn man zurückkommt und sie besucht.

Eines der Probleme der Auswanderung ist der Verlust der Identität und der Fortführung des eigenen Lebens in der Gesellschaft, in die man hineingeboren wurde. Aber wenn man jung und geistig und körperlich stark ist, ist man nicht mehr durch das System in der Heimat eingesperrt.

Ich bin mit Anfang dreißig gegangen. Ich war vom Zweiten Weltkrieg gezeichnet.“

Unterbrich niemals einen ernstesten Menschen, dachte ich, aber ich tat es trotzdem.

„Ich möchte nicht unhöflich sein und Sie unterbrechen, aber das ist schon lange her. Warum gehen Sie nicht zurück nach Europa? Dort ist das Leben einfacher und es gibt ein fabelhaftes Sozialsystem. Und in der Zwischenzeit geschahen großartige Dinge in der Welt da draußen.“

„Das Leben mag einfacher sein, aber es ist weniger angenehm. Und man ist nicht wirklich frei. In Ländern wie Deutschland gibt es zu viel Staat, zu viel Verwaltung.“

Hier ist man weitgehend für sich selbst verantwortlich. Das ist manchmal hart, aber Verantwortung erzieht. Und die Menschen helfen sich gegenseitig. Sie sind freundlicher. Zur Familie gehören nicht nur die Eltern und Geschwister, sondern auch Cousins und Cousinen, Onkel und Tanten. Sie halten zusammen und unterstützen sich gegenseitig, zumindest hier in unserer Kolonie – die Menschen haben einen Sinn für Gemeinschaft.

In Europa sind alte Menschen einsam, isoliert in ihren Zweizimmerwohnungen, sie sterben verlassen. Wo ist die Fürsorge?

Je älter man wird, desto mehr merkt man, dass es kein Leben ohne Schwierigkeiten geben kann.

Interessant ist auch, dass Blumen immer wichtiger werden, je älter man wird. Ich kenne keinen 30-Jährigen, der sich für Blumen interessiert. Aber unter den über 50-Jährigen haben viele erkannt, dass das Leben mit der Schönheit von Blumen leichter zu ertragen ist.“

Er hielt inne, zögerte, blickte mich direkt an und sprach aus, was ihm auf dem Herzen lag.

„Ich weiß nicht, wie viel Zeit ich noch habe, aber die Uhr tickt. Die Stunde könnte bald schlagen. Als Amanda mir von Ihnen erzählte und Ihren Charakter beschrieb, dachte ich, Sie könnten der Mann sein, der mein Problem lösen kann.“

Woher kennt sie meinen Charakter? Selbst für mich ist er manchmal undurchschaubar und ich weiß nicht, wie ich reagieren soll.

Und – also, sie ist nicht Prutz oder von Bütow hier, sondern Amanda.

Und – welches Problem könnte das sein?

Wenn man sich diese Abtei ansieht, muss er erhebliche Ausgaben haben. Braucht er Geld?

Aber er ging nicht näher auf sein Problem ein. Er erzählte weiter Geschichten aus seinem Leben.

„Ich kehrte nach Europa zurück, um das zu organisieren, was ich vorhatte – meinen Zufluchtsort.

Das nächste Mal kam ich wieder mit dem Schiff an. An diese Reise erinnere ich mich noch genau. Es war ein relativ kleiner argentinischer Transatlantikdampfer, ein Stolz des Landes. Ich fuhr mit ihm von Boulogne-sur-Mer an der französischen Kanalküste über Lissabon und Rio de Janeiro nach Buenos Aires. Argentinien war das einzige südamerikanische Land, das interkontinentale Linienschiffe unterhielt.

Diesmal hatte ich riesige Holzkisten dabei, jede fast so groß wie einer dieser modernen Container, mit vielen Möbeln, Geräten, Büchern, landwirtschaftlichen Maschinen – und mehreren Traktoren und mittelgroßen Lastwagen und einem Kübelwagen, jenem berühmten offenen Geländewagen, den die deutsche Wehrmacht während des Krieges benutzte. Dies und die Ankunft auf einem Schiff der argentinischen Staatslinie waren eine positive Einführung in die einflussreiche deutsche Kolonie im Lande.“

„Aber Sie waren doch Schweizer.“

„Ja, aber das ist eine andere Geschichte.“

Er machte eine abweisende Geste. Es schien viele eigenständige Geschichten zu geben.

„Ich sprach Deutsch und hatte in Deutschland gelebt. Das öffnete mir die Tür zu den Deutschen und auch zur argentinischen Bürokratie. Die Deutschen galten als ehrlich und fleißig.

Viele derjenigen, die direkt aus Deutschland eingewandert waren und sich in den Städten niedergelassen hatten, wurden in die obere Mittelschicht von Buenos Aires integriert, behielten aber eine starke Bindung an die deutsche Kultur und gaben ihren Kindern eine deutsche Ausbildung.

Als ich sagte, dass ich Land wollte und Geräte und Leute aus Europa mitbringen würde, war ich sehr willkommen ... nicht im Osten des Landes, sondern im Westen. Im Osten war alles Land bereits im Besitz von Einwanderern, meist aus Spanien und Italien. Der Westen und Süden, Patagonien und andere Teile, die an die Anden und an Chile angrenzen, waren leer. Niemand wollte in die unbewohnten, abgelegenen Provinzen ziehen. Man konnte sich dort niederlassen, das Land kultivieren und nach einigen Jahren ging es in den eigenen Besitz über. Buenos Aires und die Regierung waren weit weg – wie der Zar in Moskau von Sibirien.

Trotzdem wollte ich auf Nummer sicher gehen. Ich sah mich eine Weile um, dann beschloss ich, neunzigtausend Hektar Land im äußersten Westen des Landes, nahe der Kor-dillere, zu kaufen.“

„Neunzigtausend Hektar?“ Ich war verblüfft.

„Das sind neunhundert Quadratkilometer, dreißig mal drei-ßig Kilometer. Das ist wie Berlin ... mit anderen Worten, es ist ein riesiges Anwesen.“

„Nun, es sind nicht genau dreißig mal dreißig,“ erwiderte Kaegi. „Es ist eher gestreckt und folgt den Ufern eines kleinen Flusses. Der Fluss umgibt das Land in einer großen Schleife, es ist eine riesige Hufeisenkurve.“

Heute ist es sogar noch mehr Land, weil ich ein benachbar-tes Landgut erworben habe, das näher an den Bergen liegt, um Wein und Blaubeeren anzubauen, und einen Teil des Lan-des auf der anderen Seite des Flusses.“



## Ein weites Land

Die Hindus der Wüste geloben, keine Fische zu essen.

Johann Wolfgang von Goethe: Maximen und Reflexionen. 1840.

**W**ie Mme. Prutz vorausgesagt hatte, zogen wir am nächsten Tag aus dem modernen Gebäude in die Abtei. Das ehemalige Dormitorium war zu Kaegis Wohnung umgebaut worden. Einige der Mönchszellen waren nun einfache, aber gemütliche Studios, drei Zellen zu einem Appartement zusammengelegt, mit einer bequemen Einrichtung und mit wunderbaren übergroßen Betten, die ich am liebsten sofort ausprobiert hätte. Stattdessen machten wir uns auf den Weg, das Land zu erkunden.

Mme. Prutz holte mich ab und wir gingen zum anderen Ende des Komplexes, zum Marstall. Das Tor war offen; es war ein kombinierter Stall für vier Pferde und eine Remise für zwei Kutschen.

Eine davon sah aus wie ein Wiener Fiaker mit Stoßdämpfern und modernen Gummireifen. Ich sprach Mme. Prutz darauf an, und sie antwortete:

„Das ist ein Wiener Fiaker, ein von Pferden gezogener Geländewagen – speziell für Herrn Kaegi und die Straßenver-

hältnisse in Benevívere angefertigt. Importiert aus Österreich. Er hat immer auf Pferdekutschen bestanden. Aber als er älter wurde, wurden sie unbequem. Diese Kutsche ist also etwas Besonderes. Sehen Sie sich nur die Sitze an. Besser kann ein Wohnzimmeressel nicht sein.

Machen Sie keine komischen Bemerkungen darüber. Es ist seine Staatslimousine. Er ist nicht großzügig zu sich selbst, er lebt bescheiden. Aber das ist seine Freude. Es sieht so aus, als würde er in einer Vergangenheit voller Pracht leben, aber das ist eine Vergangenheit, die er nie hatte. Dieser Fiaker ist die einzige Ausnahme.

Für den täglichen Verkehr zwischen den Dörfern benutzen wir Kleinbusse; die Leute in den Dörfern haben keine Autos. Manche benutzen auch Pferdekutschen – und sie mögen es so.“

Der Stallbursche und der Kutscher spannten die Pferde vor die Kutsche. Ein Pferd hob die Augenbrauen und zeigte mir seine großen, leicht gelben Zähne. Es war das Lächeln eines Pferdes.

Ich sagte es: „Ja, ich weiß.“ Ich fragte mich, ob es die Botschaft verstanden hatte – oder ich seine.

In der Zwischenzeit war Señor Kaegi angekommen. Der Kutscher half ihm in den Sitz und bedeckte seine Beine mit einer Decke, und wir begannen unsere Reise. Wir fuhren in Richtung Osten, weg von den hohen Bergen am Horizont, auf einer befestigten Straße. Während um das neue große Gebäude in der Nähe der Landebahn noch einige Bäume und grüne, gesunde Pflanzen standen, kamen wir bald in eine Umgebung, die eine unwirtliche Steppe war. Die Hufe der Pferde machten ein knirschendes Geräusch; abgesehen von der Hintergrundmusik des ständig wehenden Windes und gelegentlichen Vogelstimmen war es ruhig, es gab keinen Lärm von Autos oder Maschinen.

Mme. Prutz begleitete uns auf dem Pferd. Manchmal kam sie dicht an meine Seite der Kutsche. Der Geruch von Leder und Pferden haftete an ihrer Kleidung.

Ich mochte den Geruch, er war nicht unangenehm. Es war ein Duft der Unschuld. Aber der einer erwachsenen, attraktiven Frau. Ihr Duft wurde nicht durch Schweiß oder Parfüm zerstört.

Ihre Brüste hüpfen bei jedem Schritt des Pferdes auf und ab. Es schien, als hielte sie nichts zurück. Als sie bemerkte, was meine Aufmerksamkeit erregte, wurde ihr Gesicht weicher, sie suchte meinen Blick und ein eigentümliches Lächeln spielte auf ihren Lippen. Ich schämte mich. Als sie es sah, wurde ihr Lächeln noch breiter. Sie begann sich zu amüsieren.

Kaegi wollte mir mehr von seinem Lebenswerk zeigen. Wie ein Reiseleiter nahm er seine Erklärungen wieder auf. Oder war er eher ein Immobilienmakler? Wollte er, dass ich in sein Eigentum investiere?

*Was passiert mit den Briefmarken?*

*Was hat das mit dem Gold zu tun?*

***Der Briefmarkensammler verrät es.***